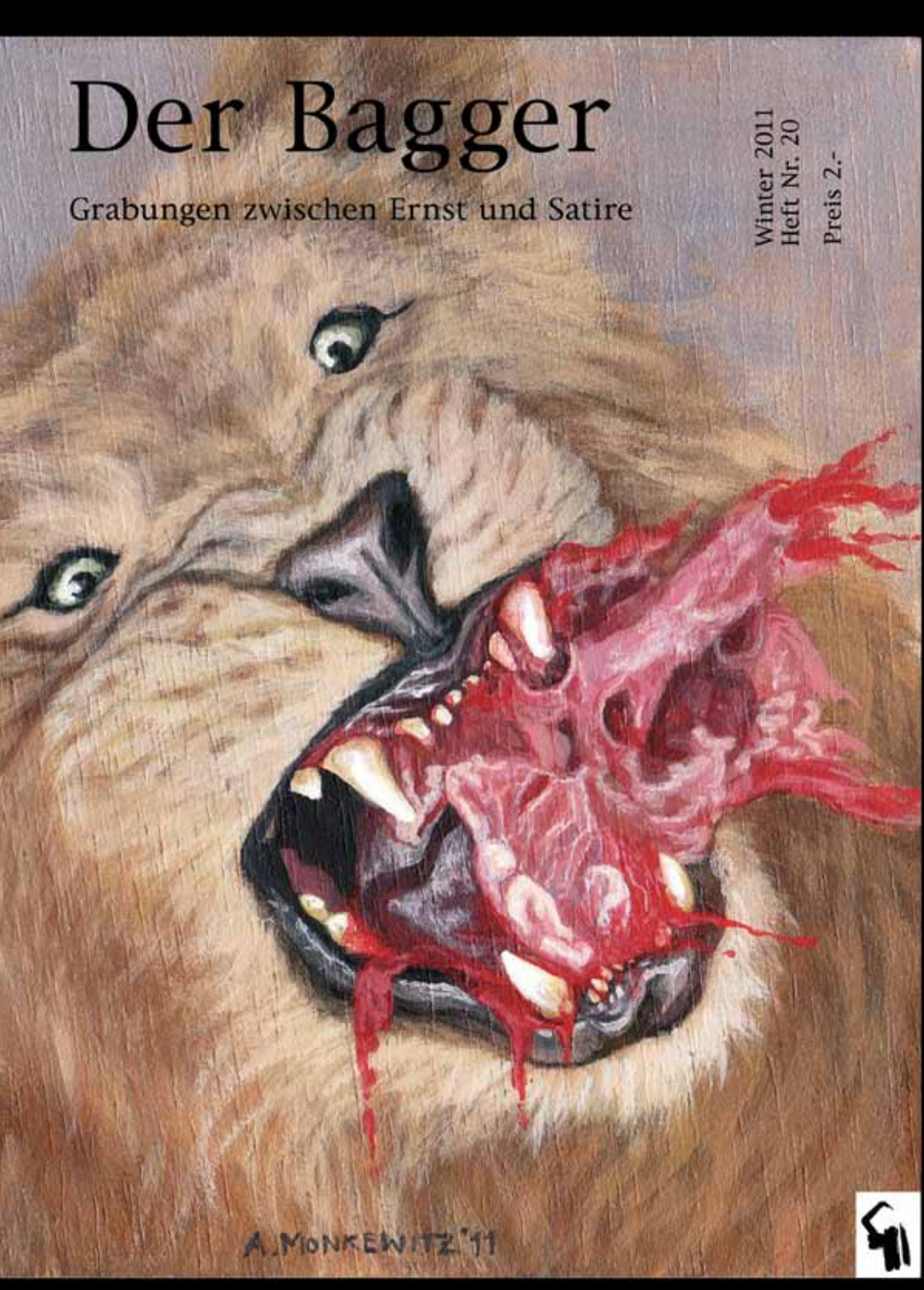
Der Bagger

Grabungen zwischen Ernst und Satire

Winter 2011
Heft Nr. 20
Preis 2.-



LIES MICH!

Über dieses Beutestück

Also, raus mit der Sprache! Wo haben Sie denn dieses Heftchen mitgehen lassen? In irgendeinem Lokal rumliegen gesehen und gedacht, das wäre Freiwild? Nicht gesehen, dass da klar und deutlich „2 Euro“ vorne drauf steht?
Naja, schon in Ordnung, wir nehmen's nicht so genau mit der Bezahlung unserer Arbeit. Oder, genauergenommen: Wir lassen uns gerne in anderen Währungen bezahlen: „Interessiertes Lesen“ z.B., oder auch „Gefallen an der Optik“. Und noch manifester: die harte Währung „LeserInnenbrief“.

Raub am Menschen

Ganz abgesehen davon, sehen wir den Bagger, wenn er einmal erschienen ist, ohnehin nicht mehr als unseren eigenen Besitz an: **EIGENTUM IST DIEBSTAHL**! Vielmehr würden wir gerne alles mit Ihnen teilen und stellen uns ganz klar gegen jegliche Besitzansprüche. Und auch gegen **RAUBTIERKAPITALISMUSARTEN IN ÖSTERREICH** oder anderswo! Befreien wir uns doch endlich von diesem **ZEITRAUB „OF A LIFETIME“**!

SEITE 02 · SEITE 03 · SEITE 04

Raub am Geiste

Lassen wir uns nicht weiterhin von diesem **HOTZENPLOTZISCHEN WELTBILD** leiten, das nur den Ausbeutern und Plünderern in die Hände spielt!
Dazu müssen wir uns endlich von gewissen Sprachrohren lösen, welche uns seit Jahren blenden und **RAUBBAU AN DER MEDIENLANDSCHAFT BETREIBEN**. Wie wir das schaffen können?

SEITE 05 · SEITE 06 · SEITE 07

Vielleicht **MIT GOTT AUF UNSRER SEITE**? Oder eher durch **NATURWISSENSCHAFTLICHE BETRACHTUNGEN**?

SEITE 08

Raub an den Gütern

Wir fürchten, das müssen Sie selbst rausfinden. Bis dahin können Sie sich ihre Zeit auch mit **KRIMIS** vertreiben. Die sind manchmal besser als ihr Ruf, wie Sie zum Beispiel auch auf einem Spaziergang **MIT MARTIN MUCHA DURCH WIEN NOIR** herausfinden können. Bei seinen Werken handelt es sich nämlich um ordentliche, eigenständige Literatur, die nicht **MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON STRG+C ET AL.** nach dem Prinzip **„AUS ALT MACH NEU“** entstanden sind. Selbiges wollen wir auch **DAVID KLEINL** nicht anlasten, wenn er zwischen *Charmant Rouge* und *Tanz Baby!* hin und her wechselt.
Á propos *rouge* und *anlasten*: Haben Sie eine Ahnung, was mit der **FRAU HASELBACH** geschehen ist? Nicht? Wir hoffen, Sie haben ein gutes Alibi!
Wofür? Fürs Mitgehenlassen dieser Baggerausgabe? Nein, nein; mit so Kavaliersdelikten wie Zeitungs-**RAUB** haben wir wie gesagt kein Problem. Wer wird denn in diesen Zeiten schon so kleinlich sein ...

SEITE 09 · SEITE 10 · SEITE 11 · SEITE 12 · SEITE 13

Viel Vergnügen mit der Beute wünscht
die Bagger-Redaktion

Schuld und Sühne

Ich hab's ja eh immer schon gesagt, dass das nicht ewig so dahingehen kann, mit der Wirtschaft und so. Irgendwann hamma alle den Scherben auf, nur weil ein paar glauben, sie müssen auf Kosten der anderen leben. Man braucht ja nur mal auf der Landkarte nach unten schauen – nur auf der faulen Haut liegen und uns im Urlaub dagegen fleißig das Geld aus der Tasche ziehen, davon leben die! Und ich hab mir gedacht, dass uns nur die faulen Säcke im eigenen Land auf der Tasche liegen. Die vielen Studenten zum Beispiel. Zuerst nix anderes als Party machen und sich vom Staat durchfüttern lassen, und dann in die Politik gehen und uns erst wieder ausnehmen wie eine Weihnachtsgans. Oder die Künstler! Bis Mittag schlafen, dann ein bissl Farbe herumschütten oder irgendeinen Blödsinn zammdichten, und dafür fest Förderungen kassieren. Abgeschafft gehört so was! Und dann noch die allergrößten Gauner, nämlich die Lehrer! Vormittags kann man sich von denen nur Stuss eintrichtern lassen, den eh keiner braucht, und ab 2 Uhr ham's dann Feierabend – und das immer nur ein halbes Jahr lang! Und jetzt wollen die sogar *noch weniger* arbeiten! Denen allen sollte man ganz einfach alles wegnehmen! Und wer muss stattdessen herhalten? Wir Anständigen! Wir dürfen arbeiten bis zum Umfallen! Und nicht nur das, die Gebühren werden ja auch immer mehr. Über 2000 Euro, nur weil ich den Fernseher nicht angemeldet hab, und 1000 Euro nur für einen kleinen Schwips letztens! Wenn ich nicht bei meinem Schwager versichert wär, hätt ich mir vielleicht auch noch den Blechschaden selbst zahlen können … kein Wunder, dass man dann neben den zehn Stunden in der Bude noch auf eigene Faust Wohnungen sanieren muss! Aber irgendwann kommt denen das ohnehin alles zurück. Wenn die EU oder die ganze Welt bankrott geht, dann kracht's sowieso gewaltig. Da bleibt mir nur der Trost, dass es auch die Schmarotzer erwischt, die uns den ganzen Schlamassel eingebrockt haben …

pro

EIGENTUM IST DIEBSTAHL?

Über die Grundlagen aller halbwegs modernen Staatsformen und über den Haken, den sie haben.

Das Zitat aus der Überschrift – wenn auch als These und nicht als Frage verfasst – ist mehr oder weniger allgemein bekannt. Weniger hingegen sein Urheber: Dabei war der Ökonom und Soziologe Pierre-Joseph Proudhon (1809-1865), der als einer der ersten Vertreter des Anarchismus gilt, zu seiner Zeit ein viel gelesener Autor, stand mit Kollegen wie Karl Marx und Michail Bakunin in direktem Kontakt und engagierte sich als Mitglied der französischen Nationalversammlung politisch. In seinem Schaffen steht der vielzitierte Satz „Eigentum ist Diebstahl“ aber nicht so einsam herum, wie er es heutzutage oft auf empörten Plakaten linker Demonstrationen tut, sondern ist die gut argumentierte Schlussthese eines ganzen Werkes. *Qu'est ce que la propriété? Ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement* (Was ist das Eigentum? Untersuchungen über den Ursprung und die Grundlagen des Rechts und der Herrschaft,1840) stellt die These zwar gleich zu Beginn vor, führt dann aber in ausführlichen Schlussfolgerungen vor, wie Proudhon letztendlich zu dieser prägnanten, plakativen Aussage kommt.

Im Gegensatz zu Marx, der als zentrale Forderung des Kommunismus' nur die Aufhebung von Privateigentum postulierte, wandte sich Proudhon generell gegen die Existenz von Eigentum. Seiner Meinung nach sei diese ein prinzipieller Systemfehler, ein Konstrukt das nicht der Realität entspreche und dadurch zu Leid führe. Karl Marx beurteilte das Werk Proudhons in einem Brief (24. Januar 1865 an J.B.v. Schweitzer) folgendermaßen: *Sein erstes Werk „Qu'est-ce que la propriété?“ ist unbedingt sein bestes Werk. Es ist epochemachend, wenn nicht durch neuen Inhalt, so doch durch die neue und kecke Art, Altes zu sagen.*

Prinzipiell standen sich Marx und Proudhon aber kritisch gegenüber. Marx hielt den aus einfachen Verhältnissen Stammenden für wenig wissenschaftlich versiert und kleinbürgerlich; seinen Stil bezeichnete er als *hochtrabend spekulatives Kauderwelsch*. Proudhon wiederum kritisierte an Marx die Forderung nach Einsatz von revolutionärer Gewalt und warnte vor der Anwendung autoritärer Mittel, die letztendlich wieder dieselbe Situation wie zuvor, nur unter verkehrten Vorzeichen, erzeugen würde. Während die Theorien des Franzosen nie zu direkter Anwendung kamen, kann mau ihm bezüglich seiner Einschätzung von Marx' Lehren am Beispiel des real existierenden Kommunismus' durchaus eine gute Voraussicht zuerkennen.

Besitz und Eigentum

Was hat es nun aber mit seiner These der „Unmöglichkeit des Eigentums auf sich“? Ist Eigentum nicht eine der natürlichsten Sachen der Welt? Spätestens seit der Sesshaftwerdung und dem Beginn des Ackerbaus tendiert der Mensch dazu, Güter zu akkumulieren und das Land, das er bebaut, als sein eigenes zu betrachten – entweder persönlich oder als Kollektiv.

Juristisch gesehen unterscheidet mau in Europa eigentlich seit dem Römischen Reich Besitz von Eigentum. Ersteres bezeichnet hier nur die tatsächliche, aktuelle Verknüpfung zwischen einer Person und einem Objekt (das kann auch eine Mietwohnung sein), schließt aber keine Eigentumsrechte mit ein. Diese, die nur für tatsächliches Eigentum gelten, bedeuten unumschränkte Verwendungsrechte, die das Recht auf Vermietung, Beleihung und Verpfändung, aber auch auf Missbrauch und Zerstörung des Eigentums inkludieren. Gegen diese zweite Kategorie wendet sich nun Proudhon und verlangt, zum Schutze der Allgemeininteressen nur Besitz zuzulassen. Ein Hauptargument betrifft hierbei die Problematik, dass Eigentum dazu genutzt werden kann, sich selbst zu akkumulieren und es so für Ungleichheit unter den Menschen sorgt.

Freiheit, Gleichheit, Eigentum!

Genau diese Eigenschaften des Eigentums – die Möglichkeit es zu verleihen und zu verpfänden, seine Fähigkeit zur Wertsteigerung, seine Tendenz zur Akkumulierung sind Basis für jenen bürgerlichen Kapitalismus, der uns in den letzten Jahrzehnten zuvor unvorstellbaren Wohlstand sowie auch einen verhältnismäßig hohen Lebensstandard der unteren Gesellschaftsschichten beschert hat. Ja, sogar seine Eigenschaft, materielle Ungleichheit zu erzeugen, muss als wichtiger Faktor hierfür anerkannt werden, da genau diese Ungleichheit den Antrieb zu Wettbewerb und Produktivität und somit zum gesellschaftlichen Aufstieg gibt. Ermöglicht wird dieser Aufstieg durch die Festschreibung prinzipieller Gleichheit unter den Menschen (Wahlrecht, Rechtssprechung, ...) sowie maßgeblicher persönlicher Freiheitsrechte.

Genau diese Elemente – Recht auf Freiheit, Gleichheit und Eigentum – sind auch die ursprünglichen Elemente der Parole der Französischen Revolution; erst später wurde letzteres durch *fraternité* – Brüderlichkeit – ersetzt. Das Recht auf persönliches Eigentum stellt also auch eine elementare Grundlage moderner demokratischer Gesellschaften dar. Im Vergleich mit den beiden anderen Grundrechten fällt aber ein wesentlicher Unterschied auf: Besonders die Freiheit, aber auch die Gleichheit (im Sinn der Gleichheit vor dem Gesetz) sind tatsächliche Rechte, welche die NutznießerInnen auch direkt in den Genuss ihrer Vorteile bringen. Das Recht auf Eigentum hingegen ist nur ein potentielles. Das bedeutet: alle haben prinzipiell die Möglichkeit, Eigentum innezuhaben, Eigentum wird aber im Gegensatz zu Freiheit und Gleichheit nicht zugesichert. Im Gegenteil: Mau kann sich diesbezüglich sogar verschulden! Dies wiederum beeinträchtigt die Gleichheit, da ihr nur die ideelle Verwirklichung bleibt, die materielle Gleichheit aber durch die Eigenschaften des Eigentums bedroht und zersetzt wird.

Faulheit oder Gier?

Wie erwähnt hat genau diese Ungleichheit auch ihren Wert für eine Gesellschaft und es gibt genügend Beispiele, die klarmachen, dass eine Einschränkung der Eigentumsrechte für die Individuen demotivierend und in Folge für die Gesellschaft lähmend und schädlich wirken können.

Als in den 90er Jahren nach dem Zusammenbruch und Zerfall der Sowjetunion die liberalistisch geprägte, demokratisch fundierte Marktwirtschaft augenscheinlich den globalen Sieg im Wettstreit der Wirtschaftssysteme errungen hatte, schien zunächst alles geklärt: Die Guten hatten gewonnen – ein System, welches jeder und jedem die Möglichkeit zum erfolgreichen, selbstbestimmten Leben gibt, hatte eine zur Diktatur degenerierte Ideologie niedergerungen, die statt versprochener Gleichheit und Prosperität nur Unfreiheit und Misswirtschaft hervorgebracht hatte.

Dann aber, als das Spiel entschieden schien, die Märkte jubilierten und expandierten, unbeschränktes globales Wachstum mit einhergehendem allgemeinem Wohlstand sowie der Garantie entsprechender Rechte möglich schien, während die letzten Rückzugsgebiete der Unfreiheit und Armut offenbar nur noch auf ihre Eroberung warteten, geschah etwas Unerwartetes: Das vormals strahlende Gesicht des Kapitalismus wandelte sich zur Fratze. Das unumschränkte Recht auf Eigentum brachte bei der Speerspitze der Armeen des Kapitalismus' eine unumschränkte Gier nach Eigentum hervor. Die unbeschränkten Verwendungsrechte, die dem Eigentum inhärent sind, wurden zum Werkzeug zur unbeschränkten Bereicherung. Unbeschränkt?

Janusgesichtiges Eigentum

Beständiges Wachstum ist eine der Grundmaximen der marktwirtschaftlichen Ökonomie. Die Verleihung, Verpfändung und Wertsteigerung von Eigentum sind ihre Werkzeuge. Spätestens ab dem Augenblick aber, in dem die Mehrung des Eigentums gewisser Teile der Gesellschaft die Mehrung der Produktion an Wert übersteigt, muss diese Bereicherung auf Kosten anderer Gesellschaftsteile gehen.

Durch Umverteilungsmodelle und andere Tricks lassen sich solche Schräglagen einige Zeit verschleiern. Das ändert aber nichts daran, dass die benachteiligten Schichten zunehmend perspektivlos werden, was unabwendbar zu Unzufriedenheit führt. Nun kann mau diese Gesellschaftsteile einige Zeit mit Zuckerbrot besänftigen, ihr mit der Peitsche drohen. Längerfristig bleibt aber, wenn dem materiellen Ungleichgewicht (welches, wenn wir ehrlich sind, immer auch ein Ungleichgewicht bezüglich der Rechte und Möglichkeiten erzeugt) nicht gegengesteuert wird, kein anderer Ausweg als der letztendliche Sturz der Eliten: Die Neuverteilung der Karten, und das Spiel kann von vorne beginnen.

Das Recht auf Eigentum ist also in der heute gehandhabten Form sowohl Grundlage für allgemeinen Wohlstand als auch der Ursprung aller Ungleichheit, oder wie Proudhon in seinem späteren Werk *Système des contradictions économiques ou Philosophie de la misère* (1846) sagt: „Das Eigentum ist eine Institution der Gerechtigkeit und das Eigentum ist Diebstahl“.

Als Frage bleibt: Ist ein Konzept – jenseits des derzeitigen Eigentumsverständnisses – möglich, das sowohl Gleichheit als auch Wohlstand im selben Maße fördert?

Ein Konzept, das den ewigen Kreislauf von Wachstum, Krise und Zusammenbruch durchbrechen kann? Nur weil der Kommunismus mit der (zudem schäbig durchgeführten) Aufhebung des Privateigentums scheiterte, bedeutet das, dass eine Modifizierung, Einschränkung oder gar Aufhebung des Eigentumsrechts prinzipiell negativ verlaufen muss?

Text: va

Foto: Gaspard-Félix Tournachon

LITERATUR:

Pierre-Joseph Proudhon: *Qu'est ce que la propriété? Ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement* (Was ist das Eigentum? Untersuchungen über den Ursprung und die Grundlagen des Rechts und der Herrschaft),1840

Dt. Ausgabe derzeit vergriffen; engl. Ausg. (*What is Property? …*): ISBN 978-0217420969; frz. Ausg.: ISBN 978-0543942593

www.taz.de/!28649/ - Proudhon-Portrait zum 200. Geburtstag.

RANDNOTIZ:

Vielleicht ist es auch an der Zeit, sich vom Dogma des beständigen Wachstums zu lösen – zumindest solange, bis ein Weg gefunden wird, Wachstum zu generieren, der nicht auf Kosten anderer fußt. Bis dahin nämlich ist und bleibt die Mehrung von Eigentum Diebstahl.

RAUBTIERKAPITALISMUS IN ÖSTERREICH

Ein erschütternder Tatsachenbericht aus den Schlachthöfen heimischer Hochfinanz.

Richtigstellung der Redaktion: Ursprünglich hätte an dieser Stelle der angekündigte Bericht über den so genannten „Raubtierkapitalismus“ erscheinen sollen. Auf eine Weisung des BMI hin wurde uns die Veröffentlichung, mit Verweis auf das neue Anti-Terrorgesetz (§ 613 Abs. 30b), allerdings untersagt. Stattdessen folgt:

RAUBTIERARTEN IN ÖSTERREICH

Ein faszinierender wie alarmierender Bericht über den Bestand heimischer Carnivora

Die österreichische Fauna hat mit Beginn der Industrialisierung stark an Artenvielfalt verloren. Die großindustrielle Nutzung der Forste und Gewässer, ebenso der Alpintourismus, forderten ihren Tribut insbesondere unter größeren Raubtierarten. Damit wurden zugleich jene Parasiten gefährdet, die in Symbiose mit den bedrohten Raubtieren leben.
Die Säkularisierung der Gesellschaft, zunehmende Demokratisierung, das Ende der Monarchie, der Eintritt in die EU, die Schaffung einer Antikorruptionsbehörde und letztlich die Markteinführung von laktosefreien Milchprodukten brachten diese Tiere an den Rand des Aussterbens.
Der majestätische *Blutsaugende Mettersittich*, ein Großparasit, verschwand bereits vor Beginn des 20. Jahrhunderts aus heimischen Amtsstuben. Ihm folgte bald sein Wirt, der mächtige *Habsburger Habicht* (auch: *Habsicht*), sowie der *Arbeiterfressende Dollfüßler* und *Schuschnigel*. Vom *Braunen Wildschweinehund* und seinem Symbionten, dem *Schreibtischwurm* (*Victima autria*), gibt es zwar bis heute vereinzelte Sichtungen, dennoch gelten ihre Bestände als ungesichert. Die Regierung arbeitet jedoch an Gesetzen, die sie vor linken Jagdgesellschaften schützen sollen.

Hoffnungsschimmer aus monarchischer Zucht

Die Fachwelt war aufgrund der tragischen Situation in der österr. Raubtierszene umso mehr überrascht über die Entdeckung der Mensdorffer *Pouilly-Katze (Felis alfonsus catus)*. Dieser einst vom gleichnamigen Adelshaus über Jahrhunderte gezüchteten Katzenart gelang eine erfolgreiche Verwilderung. In den letzten Jahrzehnten verbreitete sie sich sogar jenseits der österreichischen Grenze. Hintergrund für diese Entwicklung ist das Ende der hiesigen Monarchie. Der Adel war davor üblicherweise mit der Zucht luxuriöser Haustierrassen – wie dem *Inzestdorfer Dumpfbackenfisch* oder dem *Habsburger Doppelkinnadler* – beschäftigt. Seit 1919 plagte ihn allerdings ein massiver Beschäftigungsnotstand, weshalb er wieder verstärkt die Jagd mit hochmodernen Waffen betrieb. Die Pouilly-Katze entpuppte sich dabei als hervorragende Jagdbegleiterin, vor allem bei der Jagd auf große Flugtiere.
Schwedischer Greif und *Eurofledermaus* zählen auch in freier Wildbahn zu ihrer Lieblingsbeute. Eingesetzt wurde das Rassetier sogar in den USA und in Großbritannien, wo einzelne Regierungsorganisation, wie der Londoner SFO, großes Interesse an ihr fanden.
Da sich Hauskatzen im Allgemeinen jedoch schlecht abrichten und trainieren lassen, geschah es immer wieder, dass sich einige Exemplare in ihrem Eifer, zu weit von der Jagdgesellschaft entfernten und in Folge dessen verloren gingen.
Expert_innen gehen davon aus, dass sich die Population der verwilderten *Pouilly-Katze* deshalb so drastisch erhöhen konnte, weil sie sich mit anderen Wildkatzenarten paarte. Attraktive KandidatInnen hierfür sind *Rauchkallatze* (*Felis maria)* und der *Hochegger Luchs (Lynx petrus)*, die in denselben Niederungen heimisch sind.
Solcherart erfolgreiche Eingliederungen erfreuen die zoologische Fachwelt, zumal die Verwilderung des Zuchttiers keine negativen Folgen für andere, bedrohte Raubtierarten zu haben scheint. Sowohl *Hochegger Luchs*, wie auch der *Tiroler Waltermeischbär,* bilden offenbar keine Konkurrenz für die monarchische Jägerin. Sie streift vor allem in den Randgebieten österreichischer Beutepfründe umher.

Rumble in the Häuserjungle

Währendessen hinterlassen *Hochegger Luchs* und *Waltermeischbär* ihre Spuren meist inmitten heimischer Sumpflandschaften. Dort ernähren sie sich vor allem von Steuerprüfern, im Winter ebenso von staatsnah gedeihenden Körperschaften. Gerne durchwühlen sie auch den Müll angrenzender Siedlungsbauten, was zu vereinzelten Problemen mit Besitzer_innen und Anrainer_innen führt. In den letzten Jahren drangen Luchse immer wieder in ein baufälliges Gebäude des Flughafen Wiens ein, wo sie ein heilloses Chaos unter den dort eingepflanzten Steuergeldern anrichteten. Mehrere vor Ort grasende Lokalpolitiker_innen wurden gerissen.
Waltermeischbären waren hingegen in der Lage, ganze Güterzüge der ÖBB entgleisen zu lassen, um an ihr verlockendes Inneres zu gelangen. Gleichzeitig begannen die Bären und Luchse, sich in scheinbar herrenlose Bundeswohnungen einzunisten. Die Raubtiere lebten dort harmonisch nebeneinander, ehe die Kammerjäger sich mit eingerollten Zeitungen bewaffneten.
Leider führen bedauernswerte Zwischenfälle wie diese dazu, dass die österreichische Regierung bereits an Abschussplänen zur Dezimierung von „Problembären und Wildkatzenwuchs“ schmiedet. Diese edlen Räuber, die in Österreich ohnedies durch eine Verknappung ihrer Lebensräume bedroht sind, könnten also bald ebenfalls die traurige Liste bereits ausgerotteter Wildviecherarten zieren.

Alte Hunde und neues Getier

Ein stolzes Getier heimischer Sitzordnungen, das erst unlängst aus dem Sichtradius der Forscher_innen verschwand, ist der *Schüsselwolf (Canis catinus).* Der Lebensraum dieses stillen Wildhunds, dessen schwarze Meute gerne nahe am Volke, in bäuerlichen Gegenden pirschte, fiel der modernen Telekom-Technologie zum Opfer.
Der *Flöttlwolf (Canis lupusgangus)* ist eine weitere Untrasse des eurasischen Hundlings, die in den letzten Jahren stark in Bedrängnis geriet. Seine Vorliebe für knackige Gewerkschaftsbanker hatte ihm, in Zeiten vergifteter Anlagen, große Verluste bereitet. Glücklicherweise profitiert er von Auswilderungsprogrammen in den USA.
Über all diesen dramatischen Szenarien kreist beständig der *Blauschwarze Kaha-Geier.* Dieser seltene Großvogel frisst üblicherweise das, was ihm Wildkatze, Bär und Wolf übrig lassen. Er wurde aber auch schon beim Verzehr von Frischfleisch beobachtet.
Sollten frischverliebte Industrielle und Lobbyisten aber einmal ausgehen, ist der *Kaha-Geier* sogar imstande, sich vorübergehend von unschuldigen Blümchen wie *Winterswarovskis* oder *Schwiegermütterchen*, zu ernähren. Wie auch immer sich die Nahrungskette verändert, dieses anpassungsfähige Geiertier wird der österreichischen Fiona noch für Generationen erhalten bleiben.
Ähnlich anpassungsfähig scheint das *Wernerische Faymännchen* zu sein. Diese erst vor kurzem entdeckte Erdmännchenart hat sich, in unseren politischen Breiten, auf das Jagen von Insekten und kleinen Anzeigen spezialisiert.
Beispiele wie diese geben Hoffnung, dass die Artenvielfalt der heimischen Räuber und ihrer Darmparasiten so rasch nicht endet. Es herrscht unter Expert_innen sogar die Ansicht, dass viele heimische Arten immer noch unentdeckt sind.

Abschließend wollen wir über aktuelle Ereignisse aus dem Kanzleramt berichten, mit dieser BEZAHLTEN ANZEIGE *im Interesse der Bevölkerung*: Bündniskanzler Werner Fayman sendet den Leserinnen und Lesern des *Baggers* freundschaftliche Grüße. Er lässt ausrichten: „Das Lesen von Inseraten zur Information der Bürgerinnen und Bürger, ist, auch in Krisenzeiten wie der heutigen, durchaus bereichernd (Eine Initiative von Anzeigenminister Wiener Faymann und dem Österreichischen Raubtierschutzverband)“.

Text: anse
Illustration: df

meinungen, in's eck gestellt

DAS RECHTE ECK

Vielgeprüftes Opferreich!

Bei Verbrechen gibt es generell zwei große Nutznießer. Einerseits der_die Täter_in, der_die sich dadurch einen (unmoralischen) Vorteil verschafft; andererseits die Polizei, die in Folge davon ihre Existenzgrundlage rechtfertigen darf. Dummerweise hat aber immer auch eine_r das Bummerl: das Opfer. Noch dümmererweise leben wir hier in einem Land, dessen Bewohner_innen diesbezüglich ganz besonders leidgeprüft sind. Man erinnere sich etwa an eine Zeit, in der bekanntlich nicht alles sooo schlecht war, wir uns aber im Nachhinein dann trotzdem irgendwie ganz schön überrumpelt gefühlt haben. Und wären wir damit noch nicht Opfer genug gewesen, hat man uns noch mit einer gnadenlosen Besatzungszeit den Rest gegeben! Wirft man nun einen Blick auf die heutige Zeit, so scheint es, als ob der homo austriacus eine ziemlich leichte Beute abgeben würde. Ohne jetzt die FPÖ ins rechte Eck zu stellen (wäre eine gemeine Diffamierung!) und ohne einen Bezug zu vergleichsweise mickrigen *Baggerdellen* einer blauen Regierungsbeteiligung herzustellen, aber in Anbetracht diverser Skandale wurden wir wieder einmal Opfer. Wir armen HascherIn aus dem gemeinen Fußvolk wurden, nachdem uns das *Blaue* vom Himmel versprochen wurde, um sauer verdientes Steuergeld beraubt – woran sich ein paar (rechtlich) Unschuldsvermutete doch ein bisserl mehr bereichert haben, als es eine halbwegs humane Sozialmoral erlauben würde. Wobei man fairerweise eines dazu sagen muss: die Freiheitlichen selbst hat es dabei ja am meisten erwischt. Folgt man der stichhaltigen Argumentation eines Herrn Vilimsky, so befand sich die jetzige FPÖ-Opferriege damals in der Geiselhaft einiger weniger Bösewichte, von denen man sich aber glücklicherweise trennen konnte, um heute als „Saubermannpartei“ mit weißer Weste dazustehen (da würde sich wieder ein Vergleich zur „Entnazifizierung“ in der Nachkriegszeit anbieten, was aber wiederum völlig unangebracht wäre und daher besser gar nicht erst angedacht wird). Dazu darf gratuliert werden, ebenso wie zu einer – in mehrfachem Wortsinne – *blendenden* Ironie der Geschichte.

pro

ÜBER DEN ZEITRAUB „OF A LIFETIME“

Das Filmfestival als temporales Paradoxon. Ein Erlebnisbericht.

Zeit ist Geld, heißt es. Und wirklich ergeben sich bei genauerer Betrachtung erstaunliche Parallelen: sowohl in der temporalen wie der finanziellen Erschließung der Welt ist von Raub und Investitionen, von Verlusten und Gewinnen die Rede und der Erfahrung nach rieselt beides gern durch die Finger. Mithin ganz ungeachtet der Tatsache, dass es noch keine Zeitlotterie gibt und die Umstellung von Sommer- auf Winterzeit nicht mit der Anpassung der Leitindizes zu vergleichen ist, besteht doch Konsens bezüglich der Äquivalenz dieser beiden Größen, die unser modernes Leben vermessen. Darum scheint es angebracht, den Zeitmangel zu bezahlen und zwar nicht bitter büßend, sondern – besser – süß genießend sein Geld zu investieren, um dann keine Zeit zu haben,– mit anderen Worten also – in den ausgelassenen Besuch eines Filmfestivals, wie zum Beispiel die vor kurzem zum neunundvierzigsten Male über die Leinwände gelaufene Viennale in der hiesigen Hauptstadt der Mannerschnitten.

Same same procedures

455 Filme, die – abgesehen von den Retrospektiven im Filmmuseum, die schon Anfang Oktober beginnen – innerhalb von dreizehn Tagen projiziert werden. Da braucht es schon mal etwas Zeit, um das Programm zu konsultieren, um auszuwählen, abzuwägen, Überschneidungen zu eliminieren und sich mit Gleichgesinnten zu synchronisieren. Alljährlich dann am Tag des Vorverkaufsstarts sich einreihen in die unerbittlichen Schlangen, die wirklichen oder virtuellen, die Schleifen des Wartens, denn wer zuerst kommt, darf zuerst zahlen und mit der Beute, den Tickets, der beglaubigten Reservierung von Filmzeit auf Papier, nach Hause gehen, die Trophäe wie einen Schatz hütend und sich ein wohlverdientes Heiß- und/oder Alkoholgetränk gönnend in die Vorfreude stürzen, die die verbleibende Woche des Wartens in die Länge ziehen wird gleich einem süßen Kaugummi. Wir nennen es praefestivales Syndrom (zumindest ab jetzt). Und wie bei jeder anständigen Besessenheit darf und muss auch das Umfeld daran Teil haben und so drängt sich das Filmfestival, aufmerksamkeitsbedürftig wie es eben ist, bereits im Vorfeld in den Kern jeder Konversation und nimmt die Gesprächszeit in Beschlag. Denn nicht nur muss vehement vermittelt werden, wie gespannt man ist, auf diesen oder jenen Film, sondern vor allem müssen jene außenstehenden Menschen, die sich von der Sogwirkung des Festivals unbeeindruckt zeigen, vorgewarnt werden, dass man in den nächsten zwei Wochen keine Zeit haben wird. Was natürlich nur die halbe Wahrheit ist: denn man wird Zeit haben, unendlich viel Zeit, aber es wird Zeit sein, die der Magie zwischen Leinwand und Blick geopfert wird, und nicht der Banalität anderweitig sozialer Interaktionen. Und dann: endlich!

Happy go Lücke

Und dann: erwachend wie aus einem Rausch und im Angesicht einer gähnenden Leere aller Tage (der Tag nach Allerseelen): vorbei, vorbei! Die Erkenntnis steigt ins Bewusstsein wie sonst nur die Mischung von Schwindel und Kopfschmerz eines verruchten Katers. Wie so immer im Leben bleibt nur die Erinnerung und die nur in Fetzen und im Leben wie im Filmfestival gibt es Blackouts und sie sind der Ort und die Zeit, wo das geschieht, an das man sich erinnern sollte und – zumindest im Fall des Filmfestivals – auch will. Doch die Mnemotechnik wird sabotiert, die Gedankengänge in die Vergangenheit liegen verborgen im Dunkeln des Kinosaals, der Blick ist verstrahlt vom Licht der Projektion, verloren und aufgelöst in einem verworrenen Labyrinth, wie paralysiert von einem sogartigen Trubel, der unerbittlich und unausweichlich in seinen süßen, schönen Bilderbann zieht. Denn es ist kein Festival-„Besuch“, vielmehr eine Heimsuchung, eine Tour de Force an Rezeption, alles ist Aufnahme und Reizüberflutung. Man existiert rund ums Kino, am Weg von Metro zu Künstlerhaus zu Stadtkino zu Urania und zurück ins Gartenbau, dazwischen kurze Opferungsrituale an Santa Coffeina, Coffee-to-go oder Schwarztee in Thermoskannen, flüchtige Bekanntschaften, vielleicht ein Happen Festnahrung, je nach Zeitbudget. Am Ende des Tages auf Umwegen (in bierum imus nocte) nach Hause, in den Heimathafen eines Nickerchens, die Nächte sind kurz, weil es im Kino dunkel ist (sic!).

Loose an hour, gain an hour

Jeden Tag aufs Neue spendet man seine Stunden dem immer neuen Auffangen immer anderer Eindrücke, die sich verwischen, zu flimmern beginnen, in einer Art Ultrachronos so vieler verschiedener Einstellungen und Ansichten der Welt. Innerhalb von einer oder zwei Stunden macht man Reisen in Ausschnitte fiktiver oder realer Lebensgeschichten, die diegetisch Wochen oder Monate, Jahre umspannen, die man miterlebt aus zweiter Hand, geschnitten um die eigentliche Lebenszeit, die im fertigen Produkt verwirkt ist wie ein einzelner Faden eines Gewebes: Sie ist die Stofflichkeit, aus der die Träume sind gleich der Materie des Musters im fliegenden Teppich. In Wirklichkeit gibt es kein „war“, im Kino war nur Präsens, oder ein Infinitiv aus von der Zeit losgelöstem Sein. Man unternimmt Reisen in Zeiten, von denen nur mehr die Bilder zeugen, blickt ins Angesicht von Menschen, die bereits gestorben sind. Fast lässt sich der Druck der Zeitkompresse zusammengeschnittenen Films erspüren. Dazu mischt sich noch die Zeit des Produktionsprozesses, den so ein Film braucht: vom ersten Auftauchen einer Idee bis zu den Feinheiten des letzten Schliffs kann dies oft Jahre oder auch Jahrzehnte beanspruchen. All das: dieses All, dieser wunderbare Wirbel des Wahnsinns, der wahnsinnige Wirbel der Wunder, der rundherum tobt, lässt keine Alternative als zum staunenden Auge des Sturms zu werden, betäubt von einer panoptischen Allmachtsfantasie, begeistert von der Bewegung der Bilder wie beim allerersten Anblick eines Zoetrops.

Dabei werden die eigenen Gedanken selbst zur Projektionsfläche, die intellektuellen Zahnrädchen rotieren im Stechtakt, produzieren Reflexionen, assoziieren sich selbst in einen paranormalen Geisteszustand, dem Paradoxon, keine Zeit und buchstäblich alle Zeit der Welt zu haben. Unwichtig hier anzuführen, welcher Film wann und wo gelaufen ist. Nebensächlich auch alles andere zu sehr faktisch am Alltag Verhaftete. Kino ist toll! Viennale ist Kino, so wie Zeit Geld ist. Gern auch wieder nächstes Jahr.

sto

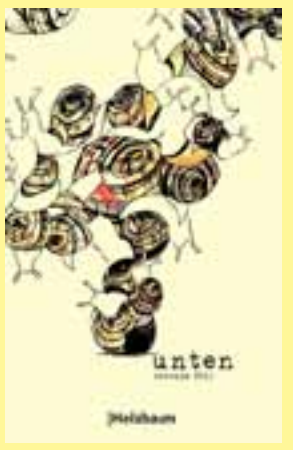
FILMEMPFEHLUNGEN AM JAHRESENDE

Zwei Dokumentarfilmchen, auf die man schon während der Viennale linsen konnte, laufen seit November auch in den hiesigen Kinos: Wer also American Passages von Ruth Beckermann und Tahrir Liberation Square von Stefano Savona noch nicht gesehen hat, möge sie sich doch hiermit wärmstens ans Herz legen lassen und sich bei nächster Gelegenheit ins Kino des Vertrauens begeben. American Passages ist eine liebevoll gemachte Studie der vielen Schichten nord-amerikanischer Bevölkerung, Ruth Beckermann kommt ihnen nahe, egal ob sozial unten, oben, außen oder innen angesiedelt, ihr Blick beschönigt nicht, ihre Fragen sind nüchtern. Nach zwei Stunden weicht die Verwunderung über den Verbleib der Zeit einem sehnsuchtvollen Verlangen nach einer Fortsetzung. Wie auf der Reise von New York nach Las Vegas kann man sich auch dem Sog von Tahrir Liberation Square nicht entziehen, selbst wenn man wollte, aber warum sollte man. Innerhalb eines Tages nach den ersten gewaltsamen Eskalationen am Tahrir Platz in Kairo im Jänner 2011 reist der Ägyptologe und Filmemacher Stefano Savona an den Schauplatz des Geschehens, ausgerüstet nur mit einer kleinen Kamera und einem Audio-Aufnahmegerät. Und er nimmt auf: politische Diskussionen in kleiner Gruppe, extatische Revolutionsparolen oder den flimmernden Hagel der Steine. Das Portrait der wohl wichtigsten politischen Zäsur in jüngster Vergangenheit entwickelt einen Rausch der Authentizität, der unausweichlich, unerbittlich und trotzdem unverfälscht ist.

sto

Alle 37 Wiener Lokale, in denen weder Fleisch noch Fisch auf der Speisekarte steht, finden sich in diesem Büchlein wieder - getestet und kritisch kommentiert.

Vegetarischer Lokalführer Wien | 50 Seiten | € 9,95 | ISBN 978-3-9503097-0-6



2011 fand erstmals der Literaturwettbewerb *textase* statt. Das Thema war „Unten“, die 10 Siegertexte sind in der Anthologie versammelt.

Unten. textase 2011 | 144 Seiten € 11,90 | ISBN 978-3-9503097-1-3

Das erste Buch der Welt von Stefan Sonntagbauer! Zwölf grandiose Kurzgeschichten voll von Schwarzem Humor und diversen Skurrilitäten.

Neulich im Mittelalter | 114 Seiten € 14,90 | ISBN 978-3-9503097-2-0

Erhältlich im Buchhandel und versandkostenfrei unter shop@holzbaumverlag.at!

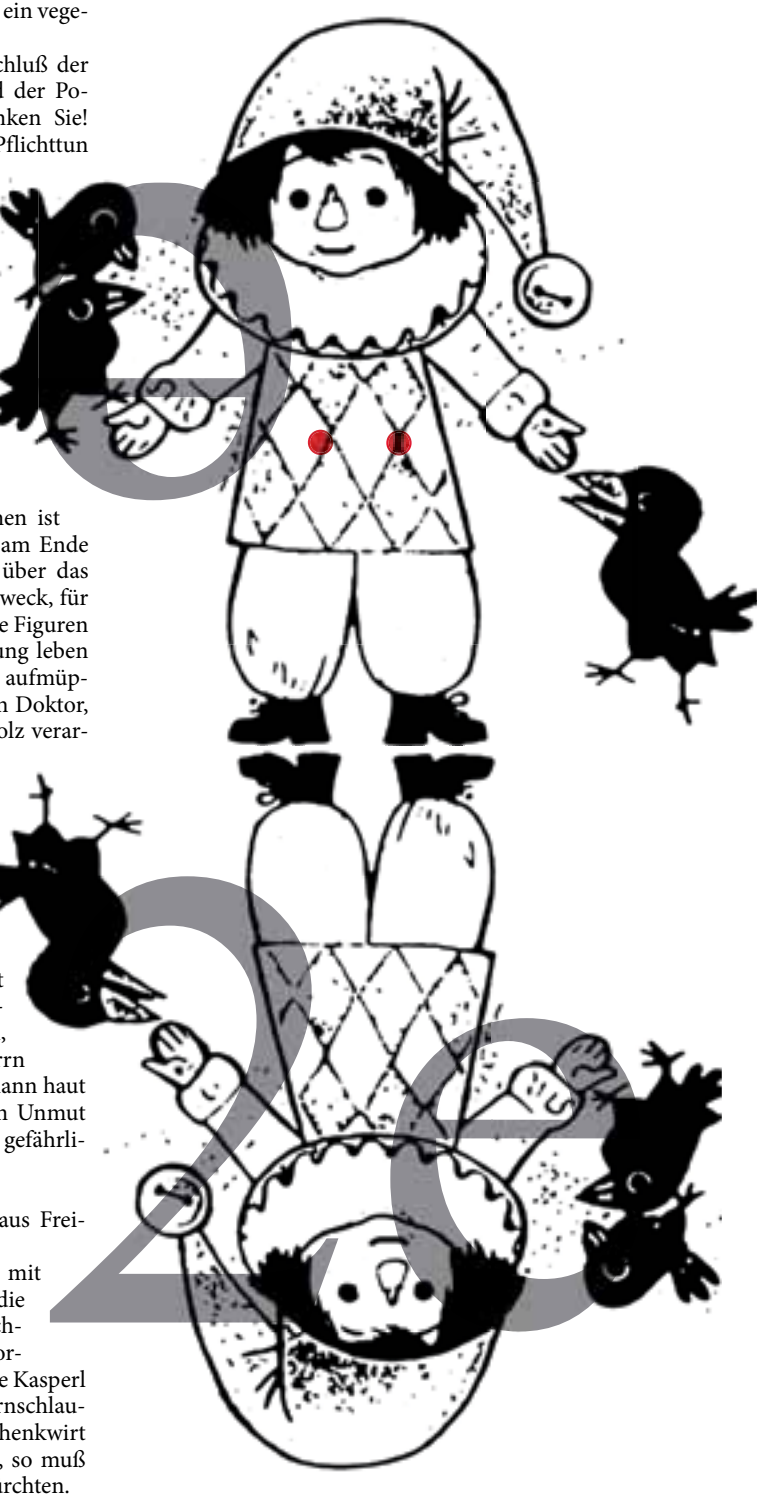
|Holzbaum
www.holzbaumverlag.at

KRITIK DES HOTZENPLOTZISCHEN WELTBILDES

„Ein Mensch, der stiehlt, würde für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Objekt sein.“ (Friedrich Schiller, Jena)

Am St.-Johannis-Tag 1787 spielte auf dem Jahrmarkt zu Königsberg, Preußen, eine fahrende Marionettenbühne zum soundsovielten Mal die „Sämtlichen Abenteuer des Räubers Hotzenplotz“. Textgetreu war der große und böse Zauberer Petrosilius Zwackelmann schon im ersten Teil schmählich im eigenen Schloßkeller ersoffen und hing nun zum Trocknen hinter der Puppenspielerbude – was ihm Gelegenheit bot, mit einem illustren Königsberger Spaziergänger ins Gespräch zu kommen. Indessen landete auf einer nahen Birke ein uralter Rabe mit moosgrünem Gefieder; in seinen Bürzelfedern verborgen saß, das erstaunt längst keinen mehr, die Wanze.

Immanuel: – so verkörpern doch Sie, Herr Kollege, gewissermaßen das Irrationale.
Petrosil: Wie! Ich? Ein großer und böser Zauberer sein ist weiter nichts als ausgeübte praktische Vernunft. Was tut meinereins schließlich anderes, als die Technologie der nächsten paar Jahrhunderte vorwegnehmen? Ich ziehe einen Bannkreis um mein Schloß – andere werden einmal Zäune erfinden, die jedem einen Schlag versetzen, der unerlaubt hinaus will. Leute und Schnupftabaksäcke von einem Ort zum andern zu zaubern könnte sich eines Tages erübrigen, wenn nur die Postkutschen schneller werden. Selbst da, wo meiner Zauberei heute noch Grenzen gesetzt sind –
Immanuel: – könnte ein findiger Kopf eines Tages eine Maschine konstruieren, die fähig wäre, Kartoffeln zu schälen?
Petrosil: Während es mir niemals gelang, die Schale herunterzuzaubern; ich sehe, alle Welt weiß Bescheid. Dagegen halte ich für unwahrscheinlich, daß irgendein Apparat je die Kristallkugel meiner Kollegin Eulalia Schlotterbeck ersetzen wird, mit der man sehen und hören kann, was in weiter Ferne geschieht.
Immanuel: Solche Kugeln, die man weiterhin brauchen wird, sind dennoch ein ganz vernunftgemäßes Werkzeug, wenn man auch die Gesetzmäßigkeit dahinter nicht begreift. Ich verstehe.
Petrosil: Wobei der Gipfel der praktischen Vernunft wäre, solches Werkzeug für sich zu behalten und nicht Unwürdigen zur Verfügung zu stellen – statt wie Base Schlotterbeck die Polizei durch solch eine Kugel stieren zu lassen.
Immanuel: Hat man denn als Bürger nicht die Pflicht –
Petrosil: Pflicht? Pfuh, wenn ich das schon höre. Potz Krötendreck und Knoblauch! *(Hustet und spuckt.)* Verzeihen Sie, ich habe mich beim Ertrinken erkältet.
Immanuel: Aber wir sprachen vom Irrationalen.
Petrosil: Davon finden Sie, so viel Sie wollen, bei meiner verhaßten Konkurrentin, der Fee Amaryllis.
Immanuel: Die sich als Unke so gut ausnahm?
Petrosil: Derselben. Selbst als Unke hat sie es geschafft, dem dummen Kasperl oder Seppel, oder wer er sonst war, den Weg aus meinem Bannkreis hinaus zu weisen. Ich hatte unrecht zu glauben, ein Diener müßte möglichst dumm sein! Wäre er nur ein bißchen gescheiter gewesen, hätte er genug nachgedacht, um sich vor meinen Verboten zu fürchten und den Unkenpfuhl im Keller erst gar nicht zu finden.
Immanuel: Ein verständiger Herrscher würde also den Beherrschten Verstand beibringen, aber nur einen Hauch?
Petrosil: Gerade so viel, daß sie nichts damit anfangen können, aber ahnen, wie viel sie nicht wissen. Das letztere macht demütig; und das bißchen Verstand, das man nicht zu nutzen weiß, dämpft den Mut, auf sein Dummenglück zu vertrauen. Da züchte ich mit alchimistischer Akribie Zauberkräuter in meinem Garten, studiere Zauberformeln, um die Fee zur Unke zu transformieren, sperre sie in einen atombombensicheren Keller – was tut dieser Kasperl, Seppel, oder wer? Latscht in purem Unverstand auf die nächste Heide, pflückt ein Kraut, das in keinem Zauberbuch vorkommt, und es macht ihn nicht nur zufällig unsichtbar, sondern ent-unkt auch die Unke, durch keine weitere Prozedur als bloßes Anstupsen. Aller Zauberer Verderben – das hirnlose Vertrauen aufs Wird-schon-schiefgehen!
Immanuel: Desipere aude – „Erkühne dich, unverständig zu sein“! Mein Kollege Jacobi aus Düsseldorf, ein ganz wunderlicher Kerl, nennt solchen Unverstand „Glauben“.
Petrosil: Gefährlich.
Immanuel: In der Tat, weil so verführerisch. Kasperl, der doch in diesem Stück ein Knabe im ABC-Schulalter sein soll, verfiel vorhin beim Anblick der entzauberten Fee in geradezu erotische Verzückung; zwar war das in der ganzen Geschichte – ich spaziere jeden Tag hier vorbei und sehe sie nun schon dreimal mit an – die einzige Anspielung auf die vernunfttrübende Macht des Sexus. Was hat es damit eigentlich auf sich? Warum ist dieser Hotzenplotzische Kasperl so zahm?
Petrosil: Zahm? Gefährlich.
Immanuel: Erlauben Sie – auf allen Jahrmärkten bisher war Kasperl, gleich dem britischen Punch, ein erwachsener Rüpel, der nicht bei seiner milden, furchtsamen Großmutter lebt, sondern bei seinem Weib Gretel, mit der er sich regelmäßig prügelt; sein Text, wenn er nicht vom Fressen und Saufen handelte, strotzte von obrigkeitswidrigen, abgeschmackten Witzen – fäkal, genital, unbotmäßig. Den Polizisten verdrosch er, den Henker hängte er an den Galgen.
Petrosil: Gefressen wird hier auch genug; zugegeben, es frißt mehr der Räuber – mein Freund Hotzenplotz aus Hotzenplotz, Mährisch-Schlesien – als der Kasperl. Pfannen voller Würste, töpfeweise gestohlenes Sauerkraut! Kasperl und Seppel lechzen nach Apfelkuchen mit Schlagsahne. Und warten Sie nur, im zweiten Teil hauen sie den Wachtmeister mit einer Feuerpatsche über den Schädel.
Immanuel: Auch nur, weil sie ihn mit Hotzenplotz verwechseln. Was ist das überhaupt für ein Polizist, den man so verwechseln kann?
Petrosil: Einer, der – das sollte Ihnen gefallen – seine Pflicht tut. Alle tun ihre Pflicht: Der Räuber raubt, weil es sein Handwerk ist und er kein anderes gelernt hat, er trägt Messer und Pistolen, wie der Wachtmeister Dimpfelmoser seine Uniform trägt; natürlich kennt man sie ohne ihre Kluft nicht mehr auseinander. Hellseherin ist ja auch nichts weiter als ein Beruf – wir sprachen von ihr.
Immanuel: Auch so eine zahme Sache – statt einer gehörigen Dorfhexe eine Wahrsagerin Schlotterbeck, deren finsterster Zug eine Zigarre im Mund ist – und das Krokodil, statt daß es den Kasperl fressen sollte, ist ein vegetarischer Dackel.
Petrosil: Bei alledem wird zum Schluß der Räuber ein biederer Gastwirt, und der Polizist bleibt eine Witzfigur. Bedenken Sie! Herrn Dimpfelmoser führt das Pflichttun zum Erfolg, aber zufällig. Hält sich rammdösig an die Dienstvorschrift, kritzelt Protokolle und Steckbriefe, den Räuber fängt der Kasperl für ihn – und was wird er? Hauptwachtmeister! Während ich, der Klügste in der ganzen Saga, schon im ersten Teil absaufe. Pfui Teufel und Bärendreck!
Immanuel: Aber beruhigen Sie sich, Herr Fackelmann –
Petrosil: Zwackelmann!
Immanuel: – für jeden außer Ihnen ist die Geschichte harmlos. Alle sind am Ende glücklich, und die Kinder lachen über das Schauspiel. Das ist doch auch ein Zweck, für den man wohl einmal unvernünftige Figuren in einer unvernünftigen Weltordnung leben lassen kann. Viel besser als der alte aufmüpfige Kasperl, der den Polizisten, den Doktor, den Tod und den Teufel zu Kleinholz verarbeitet – würde dergleichen zu oft auf den Märkten gespielt, müßte es doch das Volk zu Aufruhr und Empörung anstacheln.
Petrosil: Eben nicht! Wenn ihm Aufruhr und Empörung fortwährend auf der Puppenbühne vorgespielt wird, so entlädt sich sein Zorn durch Kasperls Pritsche in den hölzernen Polizisten, als wär's der Blitzableiter des Herrn Franklin aus Boston. Welcher Ehemann haut noch seine Frau, wenn Kasperl den Unmut aller an Gretel ausgelassen hat? Weit gefährlicher, wenn er es nicht tut.
Immanuel: Wenn das richtig ist –
Petrosil: Fragen Sie Herrn Freud aus Freiberg, Mähren.
Immanuel: – so begreife ich nun mit dem Verstande, warum mich die Harmlosigkeit dieser Kasperlgeschichten schon vorhin, aller Reflexion vorgreifend, so verstörte. Wenn der rohe Kasperl zum lieben, bestenfalls etwas bauernschlauen Jungen wird, der Räuber zum Schenkwirt und das Krokodil zum Schoßhund, so muß man ja um den Frieden im Lande fürchten.
Petrosil: Ihr Wort in der Weltgeschichte Ohr! Warten Sie fünf Jahre, dann werden in Europa Köpfe rollen, und keine hölzernen. Ich könnte Ihnen Sachen prophezeien – aber ich tu's nicht, sonst hängt mich noch jemand auf, hihi!
Immanuel: Ich hoffe nur, es gibt keine Revolution in Königsberg. Das würde mich bei der Arbeit stören. – Nun aber wollen Sie mich entschuldigen; ich wollte noch ein Töpfchen Senf kaufen, und der Kramladen schließt gleich.
Petrosil: Hat er längst – aber keine Bange. *(Er schnackelt mit den Fingern. Ein Töpfchen Senf fällt vom Himmel in Immanuels Hände.)*
Immanuel: Oh, Bautzner Senf direkt aus Sachsen. Wie aufmerksam von Ihnen.
Petrosil: Keine Ursache.

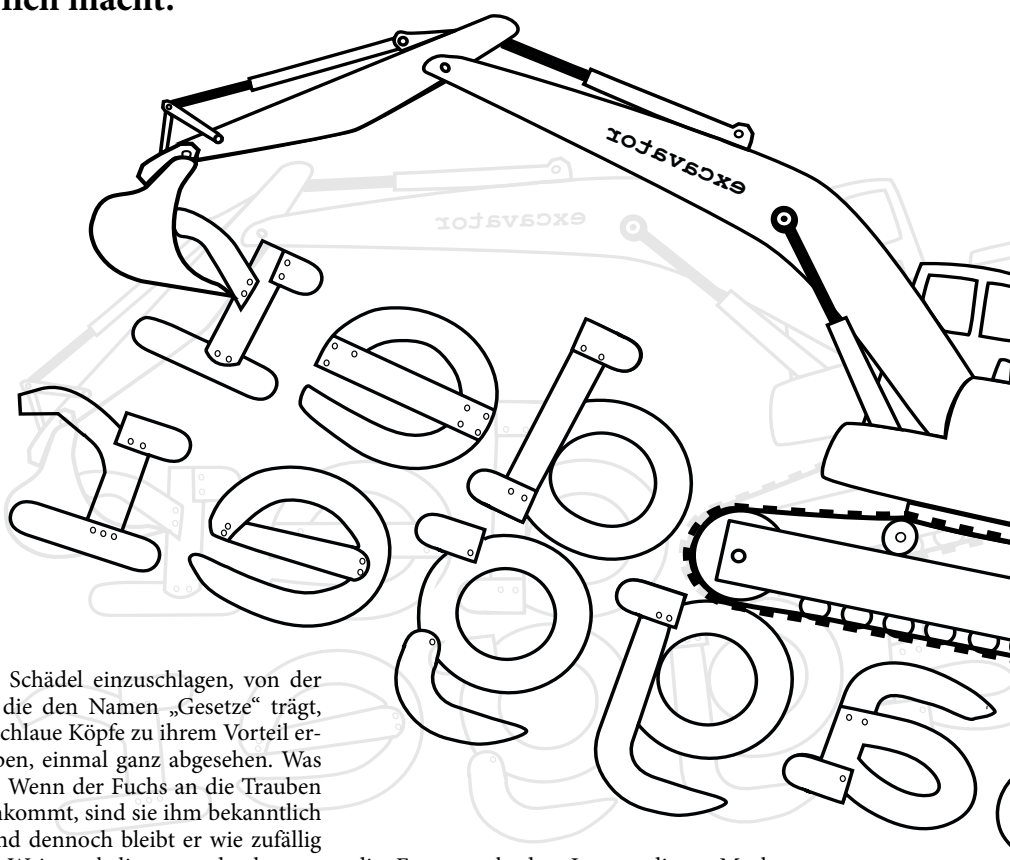


Immanuel: A propos Ursache – nein, ich wollte sagen, was die praktische Vernunft betrifft – darüber muß ich noch etwas nachdenken, reden wir davon das nächste Mal. Auf Wiedersehen, Herr Schnackelmann!
Petrosil: *(schweigt. Er ist eine Holzmarionette.)*

Text: caru
Illustration bf

RAUBBAU AN DER MEDIENLANDSCHAFT

Warum *der Bagger* die Funktionsweise von Medien als Informationsquelle und deren Bildungsauftrag untergräbt, ist leicht festzustellen, da er weder informativ ist, noch irgendetwas zur Bildung beiträgt. Eine Festschrift zum 5-jährigen Bestehen, die sich gerne gegen alles und jeden richten würde, sich am Ende aber nur selbst lächerlich macht.



Natürlich, jeder hat schon einmal eine Schnapsidee gehabt. Meist eine „b'soffene Gschicht'". Das ist verzeihlich und ab und zu darf man ja in seinen schwachsinnigen Träumen schwelgen. Stellen Sie sich aber vor, jede dahergelaufene Clique aus Langzeitstudenten (Geistes- und Sozialwissenschaften), -arbeitslosen und Gelegenheitsjobbern (natürlich im Sozialbereich), würde diese vermaledeiten Ideen auch tatsächlich umsetzten.
Zum Glück sind die erwähnten Personengruppen ohnehin entweder zu betrunken, zu bekifft, oder einfach zu faul, um einen Finger zu rühren. Daher bleiben wir von den meisten solcher geistigen Miss- und Fehlgeburten verschont und dürfen uns höchstens an völlig geist-, niveau- und bedeutungslosen „Postings" in diversen Internet-Foren von Seiten der besagten Urheberschaft erfreuen, sofern wir uns bemüßigt fühlen, diese zu lesen, was aber ohnehin nie vorkommt. Doch nehmen wir an, eine solche eingangs erwähnte Clique würde völlig unwahrscheinlicherweise tatsächlich die Energie aufbringen, ein irgendwie geartetes Projekt auf die Beine zu stellen. Dann würde man zumindest davon ausgehen, dass höchstwahrscheinlich ein wenig Idealismus, ein wenig Hoffnung, ein wenig Glaube an eine bessere Welt den Ausschlag gibt. Das ist zwar dumm und lächerlich, aber in Anbetracht von naiven Gedankenspielen, die sich die meisten im Alter zwischen 5 und 9 Jahren machen (das geistige Niveau, über das die meisten der hier bedachten Individuen ohnehin nie hinauskommen), zumindest noch irgendwie niedlich und meist unfreiwillig äußerst komisch. (Ein schönes Beispiel dafür ist die sogenannte „Occupy"-Bewegung, wobei deren „geistige Wurzeln" wohl eher noch im Bereich der Gedankenwelt von unter 5-Jährigen anzusiedeln wären, am ehesten wohl dort, wo sich Kleinkinder gegenseitig die Sandkisten-Spielzeuge wegnehmen und (t)rotzige Tränen vergießen)

Zwischen Vollsuff und Umnachtung

Was aber, wenn ein Exponent aus der oben erwähnten Gruppe – vermutlich im Vollsuff – die unselige Idee gebiert, eine sogenannte Zeitschrift zu produzieren und sich nicht am nächsten Tag verkatert, aber geläutert, wie üblich untätig vor den Fernseher verfrachtet, oder sich zumindest glorreicherweise an nichts mehr erinnern kann? Was, wenn es eine treibende Kraft gibt, deren Antrieb völlig im Dunkeln liegt und die sich so weit ins Irrationale verlaufen hat, dass man ihr wohl nur noch mit psychiatrischen Methoden auf die Schliche kommen könnte? Wenn also demnach weder ein vertretbares und vernünftiges kommerzielles, noch ein ideologisches, noch sonst ein irgend nachvollziehbares Interesse ausfindig zu machen ist, das dem ganzen noch eine gewisse Niedlichkeit und erheiternde Naivität zukommen liesse?
Wenn schon im Vorfeld die Worte Ernst und Satire in den Untertitel aufgenommen werden, um den Fluchtweg offen zu halten, verunglückte (also mehr oder weniger alle) Artikel mit ernsthaftem Anspruch als Satire zu bezeichnen und umgekehrt? Dann kann man nur das Schlimmste erwarten, und die Erwartungen werden in jedem Fall übertroffen. Wenn auch schon der Ursprung und die Grundmotivation dieser Fehlgeburt sich in den unergründlichen Tiefen der geistigen Umnachtung ihres Schöpfers verbergen mögen, so muss man sich wohl die Frage stellen, wieso sich eine Reihe von Exponenten aus der eingangs beschriebenen Gesellschaft dazu berufen fühlt, ihre Untätigkeit zu überwinden und Beiträge in diesem sogenannten Medium einer zum Glück aufgrund des zurecht fehlenden Interesses sehr begrenzten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Zwischen Eitelkeit und Selbstdarstellung

Wie viele Menschen fühlen sich wohl verkannt, ungerecht behandelt, übergangen und sind der Meinung, dass ihnen mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung gebühren würde, als dies im wirklichen Leben der Fall ist. Zwar gibt es zu diesem Thema keine verlässlichen Zahlen, aber „alle" scheint hier eine vernünftige Annahme zu sein. Das bisschen Abstraktionsvermögen, das uns Menschen offensichtlich den entscheidenden evolutionären Vorteil gegenüber allen anderen Erdenbewohnern verschafft hat, rächt sich nun dadurch, dass es uns einerseits durch den technologischen Fortschritt dazu verurteilt, uns nicht permanent mit den Grundbedürfnissen der Nahrungszufuhr zu beschäftigen und uns als Abfallprodukt der evolutionären Entwicklung andererseits eine sogenannte Rationalität ermöglicht, durch die wir uns gezwungen fühlen, die ursprünglichen Triebe als unsere einzige Antriebskraft für zu primitiv und unserer nicht würdig zu erachten. Abgesehen davon ist es natürlich durch die unkontrollierte Vermehrung der Menschen auch schon logistisch gesehen beinahe unmöglich, allen, die uns im Weg stehen, die Schädel einzuschlagen, von der Trickserei, die den Namen „Gesetze" trägt, die einige schlaue Köpfe zu ihrem Vorteil erfunden haben, einmal ganz abgesehen. Was bleibt also? Wenn der Fuchs an die Trauben nicht herankommt, sind sie ihm bekanntlich zu sauer und dennoch bleibt er wie zufällig unter dem Weinstock liegen und schnappt gierig nach der Frucht, die der Wind ihm zufällig vor die Schnauze fallen lässt.
Es sind die Mittel der Verdrängung, Verschiebung, Rationalisierung und sonstige Mechanismen des Irrationalen, die unserer sogenannten Rationalität beigegeben sind und uns höchstwahrscheinlich erst zu der flächendeckenden Landplage haben werden lassen, die der Mensch heute darstellt. Dies erlaubt uns eben, dem Dilemma des gekränkten Stolzes und dem damit einhergehenden Frust, der bei klarem Denken notwendigerweise bald zum Untergang des Individuums und damit in weiterer Folge auch der gesamten Menschheit führen müsste, zu entgehen, indem man eben vorgibt, sich der sogenannten intellektuellen Auseinandersetzung mit diversen Themen und in unterschiedlicher Form, jedoch immer reflektiert und auf möglichst breiter Basis um des Themas und des geistigen Fortschrittes willen, zu widmen.
In Wirklichkeit geht es aber immer nur um Eitelkeit, Selbstdarstellung und die Rationalisierung eben jenes verletzten Stolzes, also um jenen eingangs erwähnten Mangel an Anerkennung und Aufmerksamkeit, der diejenigen zerfrisst, die ein wenig zu klug sind, um froh zu werden, aber leider nicht klug genug sind, die Unzulänglichkeit jenes Ausweges zu erkennen, bzw. wenn sie diese erkennen, zu schwach, um daraus die Konsequenzen zu ziehen. Diese fatale Konstellation beschert uns nun das Heer an Selbstdarstellern und Besserwissern, das für die Unmengen an belanglosen Veröffentlichungen wie Forumsdiskussionen, Beiträge in sogenannten sozialen Netzwerken und eben solche Veröffentlichungen wie „der Bagger" verantwortlich sind. Im Grunde also Versager, die über den Umweg der sogenannten Intellektualität versuchen, sich selbst über ihre Antriebskraft hinweg zu täuschen. Ein bei genauer Betrachtung mehrschichtiges Modell, das in seiner Konstruktion gar nicht so dumm und trivial, dabei aber äusserst armselig ist.

Zwischen Putzlappen und Untergang

Nachdem nun also die Gründer als geistig umnachtet und die Schreiber als frustrierte Selbstdarsteller enttarnt sind, bleibt noch die Frage nach den Lesern dieses Machwerkes offen. Dieser nachzugehen gestaltet sich schwieriger, denn im Unterschied zu den soeben erwähnten Protagonisten ist die Existenz dieser Gruppe nicht direkt aus der Existenz des besagten Mediums abzuleiten. Da „der Bagger" weder lustig noch originell, noch aktuell, noch informativ, also schlicht nicht lesenswert ist, muss die Existenz einer Leserschaft also demnach stark in Zweifel gezogen werden. Sicher, die Autoren selbst lesen den „Bagger", aber wie in der obigen Analyse gezeigt, nur aus Eitelkeit und fast ausschliesslich ihre eigenen Artikel. Das zählt also nicht. Andererseits ist der Bagger teilweise auch gratis erhältlich und liegt in Lokalen auf und dadurch ist nicht ganz auszuschliessen, dass ihn einmal jemand in die Hand nimmt und enttäuscht wieder weglegt, nachdem er festgestellt hat, dass die Zeitschrift aufgrund ihrer Konsistenz weder fürs Fensterputzen, noch als Ersatz-Toilettenpapier geeignet ist. Die ersten Ausgaben hatten hier einen deutlichen Vorteil gegenüber der aktuellen Version. Sollte aber jemand ernsthaft beispielsweise diesen Artikel bis hierher gelesen haben, so muss dieser Person ein aufrichtiges Bedauern ausgesprochen werden. Über ihren Geisteszustand weiss sie wohl am besten selbst Bescheid und daher erübrigt sich wohl jeder weitere Kommentar.
Zusammenfassend kann also folgender Vorschlag für die nächsten 5 Jahre unterbreitet werden: Den „Bagger" wieder auf schön saugendem Papier herausgeben und zwar ein Bündel völlig leerer Seiten. Vorne „der Bagger, ein praktischer Putzlappen" draufdrucken, das spart Produktionskosten und würde den Raubbau und Etikettenschwindel dieses Machwerkes beenden und zumindest einen gewissen praktischen Wert schaffen. Aber vielleicht löst sich das Problem ja bald von selbst, wenn die Beteiligten womöglich doch irgendwann einmal einen vernünftigen Job finden sollten.

Text: clr
Illustration: va

„WITH GOD ON OUR SIDE“ (J.BAEZ)

Der vielen Menschen vertrauten Suche nach einer das Leben bereichernden Spiritualität nimmt sich der Journalist Matthias Matussek in seinem Buch „Das katholische Abenteuer“ auf befremdende Weise an – und schlittert „provokativ“ in Selbstgefälligkeiten. Eine Distanzierung.

Es war auf Anhieb ein Bestseller. „Das katholische Abenteuer“ von Matthias Matussek. Der *Spiegel*-Autor fühlte sich in seinem Buch, das letztlich nur eine lose Artikelsammlung ist, dazu berufen, die katholische Kirche zu verteidigen. Gegen innere und äußere Feinde. Gegen die lauen Gläubigen, die keine aktiven Kirchenmitglieder mehr sind und lediglich Kirchensteuer abführen. Gegen die klischeehaft fanatisch dargestellten „Gotteskrieger des Islams“. Mehrmals negiert er „provokativ“ die Aussage seines Bundespräsidenten Christian Wulff: „Der Islam gehört zu Deutschland“.
Eine solche Toleranz ist Matusseks Sache nicht. Schluss mit lustig, das ist schon eher seine Devise. Der anbiedernd nachsichtige, um ihre Mitglieder werbende Kurs der katholischen Kirche müsse ein Ende haben. Das fordert er in Union mit erzkonservativen Bischöfen wie dem Fuldaer Johannes Dyba, dessen Portrait er mit „Axt Gottes“ überschrieb. Gerne zitiert er dessen abschätzige Kommentare gegen Kirchenkritiker wie Küng oder Drewermann. Letzterer sei „ein wabernder Hirtenpullover, den keiner mehr hören kann“. Aber auch sonst ist Matussek nicht zimperlich und greift jeden, der nicht seiner Glaubenshaltung entspricht, voller Spott an. Es trifft Einzelpersonen, ganze Gesellschaften, sogar Weltreligionen. Unterschiede, Abweichungen werden angeprangert. Und das macht sein Buch schwierig. Mehr als schwierig. Man ist geneigt, es in hohem Bogen auf den Mist zu werfen.

Inhalt und Gehalt

Denn für wen ist dieses Buch geschrieben? Wer soll es lesen, sich mit Matusseks anklagender Gardinenpredigt auseinandersetzen? Der Auftakt, ein gelungenes aber selbstgefälliges Portrait des Sittenverfalls unserer Zeit, abgearbeitet an den sieben Todsünden. Wir sind alle Sünder. Aber es gibt Erlösung – durch eine katholische Geisteshaltung und Lebensführung. Diese führt er exemplarisch an sich selbst und seiner Erziehung vor. Dieser Teil des Buches ist witzig und warmherzig geschrieben. Vor allem, weil er seine „wilden Jahre“ nicht ausspart, seine Abkehr vom Katholischen hin zum Kommunistischen. Weil er seinem Vater für das spirituelle Rüstzeug dankt und er allzu menschlich auf ein Wiedersehen nach dem Tode hofft. Doch abgesehen davon geht es hart her – Nachsicht und Nächstenliebe sind selten zwischen den Zeilen heraus zu lesen. Und das soll uns locken? Die (vermeintlich immer währende) Überlegenheit der christlichen Kirche gegen den politischen Islam? Gerne schweigt sich Matussek aus, wie lange es dauerte, bis seine (und meine) Kirche, vom machtpolitischen Gestaltungs- und Geltungswillen befreit, sich vordergründig um das Seelenheil des Einzelnen kümmerte. Es war ein sehr langer Weg.
Wollen wir seine alten (*Spiegel*-)Artikel zu Dyba, Johannes Paul und Benedikt wirklich lesen? Was wissen wir schon mehr über das Wesen des Katholischen, wenn wir seine zweifellos gut geschriebenen Auslandserfahrungen jenseits des großen Teichs kennen? Sind lose Miniaturpuzzlestücke wie in seiner „Glaubenssafari“ wirklich aussagekräftig?

Wunsch und Wirkung

Was will er uns sagen? Matussek will eine lebendige Kirche voll der (lebenswichtigen) Rituale. Eine Kirche der Klarheit. Eine Kirche, die ihre Traditionen und spirituellen Wege zum Heil nicht verleugnet, sondern stolz bewahrt. Die sich nicht zwangsmodernisiert. Eine Kirche, die auch mutig Positionen vertritt, welche dem Zeitgeist nicht entsprechen. Die gehört wird. Vom Einzelnen und der Politik. Die beiden auch etwas abverlangen darf, nicht bloße Buhlschaft ist.
All das ist mutig und verdient Beachtung. Allerdings ist die Form, in die der Spiegelautor diese Wünsche presst, verfehlt. Denn er ist in diesem Buch kein guter, sprich objektiver und sachlicher Journalist. Er führt seinen ureigenen Kreuzzug. „With god on his side.“ Das kann Matthias Matussek als Einzelperson halten wie er will. Religions- und Meinungsfreiheit sind auch seine Rechte. Doch eine solche Entgleisung unter dem Deckmantel des Qualitäts-Journalistischen zu präsentieren ist dreist, löst die Probleme der Kirche nicht, macht sie um keinen Deut sympathischer und verletzt die Gefühle anders oder weniger stark Glaubender. Operation gelungen – Patient tot.

Text: lr

BUCH:

Matthias Matussek: *Das katholische Abenteuer: Eine Provokation*, DVA, 2011.
ISBN: 978-3421045140

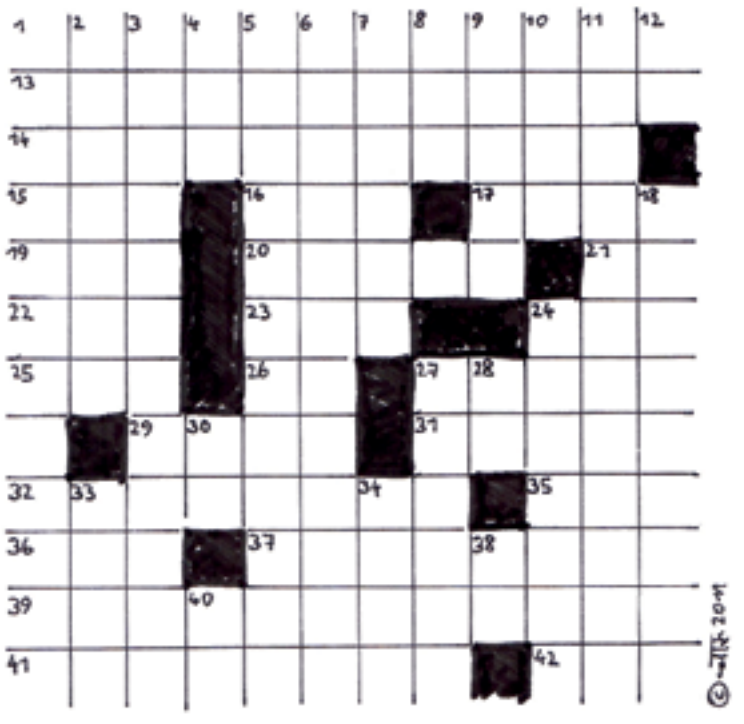
zum weisheitszähne ausbeißen

RÄTZEL

Idiotensicheres Kreutzwortzrätzel

Neuerdings höre ich öfters Klagen über meine Kreutzwortzrätzel: 1) sie wären zu schwer, 2) die Gitter seien so schön, daß man sich nichts hineinzuschreiben traut. Bitte. Da habt ihr, was ihr wollt: ein babyleichtes Rätzel mit einem grundhäßlichen 08/15-Gitter, wie vom Schiffeversenken in der Geographiestunde übriggeblieben. Daß mir das jetzt aber auch jede und jeder bis zum letzten Buchstaben ausfüllt. Denn erst ein Bagger mit ausgefülltem Rätzel ist garantiert sicher vor Raub und Diebstahl – Beschaffungskriminalität, nennen es die Leute von der Kreutzwortzrätzelsuchtpräventzionskommission.

Waagrecht:
1 Rutschende Augengläser – ohne Sicht. 13 Ein Liierter? Ein Liaisonnierter? … …, sagen Französischkenner (mit Akzent auf dem letzten Buchstaben). 14 Mein Erstes ist in England heiß, mein Zweites meditiert in Japan, mein Drittes rumort in Nahost, mein Letztes drückt Mißbilligung aus, und mein Ganzes trägt eine Pfefferpistole. Höhö! 15 Montag in Ungarn, ohne H, ´ und Ő. 16 Zufällig kleinstes Vielfaches. 17 Fußaußenkante, verkehrt. 19 Von hinten wär's kein Fachman'. 20 Fremdwort für Schattierung (in neuster Rechtschreibe). 21 Die Kurländische … heißt in Wirklichkeit Lielupe. 22 Herr Ich (englisch). 23 G'nau. 24 Kuhantilope. 25 Vorname des großen bösen Wolfs. 26 …ographie. 27 Wenn Billy Budd absäuft, wird er zu Billy … 29 Das ist für Sie in Rom, wenn Sie in Rom sind. 31 Betende von rechts (von wo sonst). 32 Friede, den die Vereinten Nationen geschlossen haben (auch von rechts) 35 Harnstoff ohne Anfang, wirklich ohne Ende. 36 Haben Garn, Dienstmagd und Denkorgan gemeinsam. 37 Welcher Guru trägt Beutel? 39 Liegt im Winter auf der Modelleisenbahn. 41 Eisbecher? Nicht fein genug. 42 Egyptian National Railways.



Senkrecht:
1 Gleichklänge, von denen wir Ihnen nichts sagen. 2 Genfer Maler, 1702-1789. 3 Flugs. Eilends. Entgleitends. 4 Wo Herr Ilzer vielleicht herkommt. 5 Wenn es in Nordamerika Wapitis regnet (aufwärts). 6 Wenn ein Bahnkübel stürzt, mit ein paar Tippfehlern (Ü=Ü). 7 Vorname von Winkle. 8 Linke Hälfte Islands. 9 Mehrere Beuten (engl.) 10 Dasselbe mit N statt OO. 11 Gibt es nur im Rätzel – sonst trägt der Blaublütige Kapseln. 12 On? Braska? Bis in idem? 18 Raubbau passiert nicht von selber; dazu gehört ein … 24 Klingt bei Wagner wie eine Walküre, ist aber keine. 27 Je nach Gefräßigkeit erste, zweite oder dritte Mahlzeit des Tages. 28 Gehört z. B. vor Mans. 30 Zwei Römer. 33 Rumpf des Androiden. 34 Dort niscen die Vögel. 38 Macht Spagetti genießbar. 40 Mittlerer Name von Anita Berg.

caru

REDAKTIONELLES

KONTAKTIEREN!

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen.
Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

ABONNIEREN!

Ab 15 Euro bekommen Sie ein ganzes Jahr alle Ausgaben – vier nämlich – druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (www.derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail an redaktion@derbagger.org) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgerstraße 35/4, 1170 Wien

Konto-Nr: 289 147 43 800 BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800 BIC: GIBAATWW

PARTIZIPIEREN!

Der Bagger freut sich über neue MitarbeiterInnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf: www.derbagger.org/mach_mit.

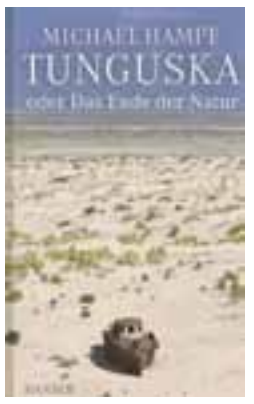
INSERIEREN!

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Informationen dazu finden Sie hier: www.derbagger.org/inserat.

Für Rückfragen sind wir unter redaktion@derbagger.org selbstverständlich jederzeit erreichbar.

MICHAEL HAMPES NATURPHILOSOPHISCHE BETRACHTUNGEN

Der Zürcher Philosophieprofessor Michael Hampe hat ein neues Werk vorgelegt. Und es ist ein durch und durch eigenartiges Buch. Denn es spielt geschickt mit den Erwartungen der Leser. „Tunguska“ heißt es. „Oder das Ende der Natur“. Das Cover zeigt ein auf Grund stehendes Boot in einem versteppten Gebiet – soll das Anspielung auf den Aralsee sein? Dadurch Sinnbild unseres problematischen Naturbezuges?



Text: lr

BUCH:

Michael Hampe: *Tunguska oder Das Ende der Natur*, Hansen Verlag , 2011.

ISBN: 978-3446237674

Der Titel Tunguska verweist auf ein Naturereignis in Sibirien zu Beginn des 20. Jahrhunderts, für das es noch immer keine eindeutige wissenschaftliche Erklärung gibt. Will Hampe uns neue Beweise für eine der bestehenden Theorien liefern, oder stellt er seinen eigenen Zugang zum Geschehen dar? Oder ist er gar ein verkappter Apokalyptiker, der mit der Trias Titel, Untertitel und Cover unkt: „Unser aller Ende ist nah“? So recht kann man das auch nicht beantworten, wenn man ins Buch hineinliest. Viele Motti stiften eher noch mehr Unsicherheit und Verwirrung.

Das Totengespräch

Dann beginnt der erste Teil, der ein „Totengespräch“ sein will. Von fünf Elementen (waren es nicht immer vier?) ist die Rede, jedem Kapitel ist ein Element zugeordnet (das fünfte Kapitel heißt opak „Quinta Essentia“ und macht neugierig). Den Anfang macht Hampe mit dem Element „Wasser“. Von Blauwalen, der unbekannten Tiefsee ist da die Rede. Dann geht es über Containerschiffe – aus der Flugperspektive eines Albatros. Und hierbei blitzt Hampes schelmische Art auf, die das ganze Buch durchzieht. Die immer wieder in Klammern auffindbaren hinterfragenden Einwürfe sind gewitzt und regen zum Weiterdenken an. Was hat es aber nun mit dieser MSC Norach auf sich, deren Container Hampe wie folgt beschreibt: „Aus der Perspektive eines hoch in der Luft segelnden Albatros sehen diese Container aus wie gestapelte Särge. Doch sie sind viel größer. Im Inneren eines jeden von ihnen könnten fünfundzwanzigtausend Kilogramm Fracht geladen werden. Nimmt man als Durchschnittsgewicht von Toten sechzig Kilogramm (die Babys, die leichten Kinder und Greise mit den schweren Athleten und den dicken Politikern verrechnend) so hätten 6 666 666 Tote Platz an Bord der Norach.“

Die Philosophen

Hampe genügen vier sich allmählich auflösende tote Wissenschaftler, die er an diesem Nichtort ansiedelt. Sie begegnen einander an Deck, sitzend – bezeichnenderweise im Nebel – und können nicht mehr viel anfangen mit ihren Leibern. Aber für ein Gespräch reichen die Kräfte der vier schlauen Gesellen mit den andeutungsreichen Namen (v.a. „Blackfoot“ macht grinsen) noch. Wer etwas philosophisch beschlagen ist, kann sich denken, wer mit Bordmann und (das ist am leichtesten) Feierabent gemeint sein muss. Wem das Wiedererkennen nicht auf Anhieb gelingt, dem reicht Hampe zum Beschluss noch eine Erklärung mit weiterführender Literatur nach. Und diese Herren reden – das erste Titelversprechen wird eingelöst – über Tunguska. Der Leser erfährt nun alles über die Ereignisse im Jahre 1908 und die populärsten und ernstzunehmensten Erklärungsansätze. Geschickt legt Hampe den Naturphilosophen fiktive aber glaubwürdige Positionen zum Tunguska-Ereignis in den Mund und erfreut sich am Spiel des in fremden Zungen Redens.

„Die“ Natur

Tunguska, so dämmert es dem Leser, ist in seiner einmaligen Ereignishaftigkeit „nur“ Anlass, naturphilosophische Positionen darzustellen – und deren Begrenztheiten aufzuzeigen. Unser nur auf Kausalitäten beruhendes „Natur-Wissen-Schaft(schafft es Wissen?)s-Verständnis(was haben wir dann verstanden?)“ wird problematisiert. In Einheit Untertitel und des Wissenschaftstheoretikers Paul Feierabends Rede wird klar, dass es M. Hampe um den Natur-„Begriff“ geht, dessen Ende gekommen sein sollte. Denn dessen Verwendung ist seines Erachtens einschränkend und irreführend. „Die Naturphilosophie als Denken über Natur überhaupt wird als eine Spielart des die Vielfalt der Wirklichkeit verdeckenden ‚Seinsdenken‘ in Frage gestellt.“

Die Zugänge

Doch wie kann man nun Natur jenseits unserer gewöhnlichen Herangehensweise verstehen? Dies zeigt Hampe im zweiten Teil seines Buches, den er „Geteilte Natürlichkeiten – ein naturphilosophischer Versuch“ überschreibt. Hier findet der Leser viele spannende Hinweise auf die Trennung zwischen Reich der Natur und Reich der Gründe sowie Konsequenzen dieser bis auf Sokrates zurückverfolgbaren Trennung von Untrennbaren. Die gelungenen und gewohnt präzisen Anmerkungen lenken unseren Blickwinkel auf Sprachgebrauch, Leiblichkeit, Technik, Ent-/Begrenztheit und verändern den gängigen seinsgewissen Zugang. Diese Betrachtungen Hampes lesen sich trotz Voraussetzungen und großer Inhaltsdichte (sowie der generellen Anstrengung bei bislang Ungedachtem, Philosophischem eben, mitzugehen) leichter als das Totengespräch. Denn hier ist ganz klar, was Hampe sagen will. Für all diejenigen, denen sich der Zusammenhang nicht auf Anhieb erschließt, ist das Nachwort ein dankbarer (notwendiger) Leitfaden. Hier löst Hampe übrigens auch auf, was er unter den drei „Enden der Natur“ versteht.

Das Fazit

In Summe ist „Tunguska“ ein „großes Denk- und Lesevergnügen“, wie es schon die Hansersche Werbetrommel verheißt. Das (halbwegs) beschlagene Fachpublikum bedenkt dankbar Hampes Plädoyer für die Postion des Nominalismus – der interessierte Laie kann viele Positionen zu etwas vermeintlich Klarem wie der Natur kennen lernen und einen Einblick gewinnen, wie das philosophische Geschäft des Definierens und Annäherns an Phänomene funktioniert. Das Naturverständnis der Leser wird in jedem Fall ein erweitertes, vielleicht sogar ein anderes sein – also lohnt die Lektüre außerordentlich!

KRIMIS SIND BESSER ALS IHR RUF!

Vielen macht es Spaß, Krimis zu lesen, doch ein öffentliches Bekenntnis zum vermeintlich trivialen Unterhaltungsgenre Kriminalliteratur fällt so manchem schwer – warum eigentlich? Dieser Artikel will die Vorzüge der Geschichten von Mord und Totschlag für seine Leser aufweisen und diesen helfen, selbstbewusst beim nächsten Gespräch über Literatur aufzutrumpfen …

Ferienzeit – Reisezeit – Weihnachtszeit: eine ausgezeichnete Gelegenheit, ein Buch zu kaufen und zu lesen. Nur welches? Den neuen Literatur(nobel)preisträger, einen Ratgeber oder vielleicht doch einen Krimi? Beobachtet man Menschen, die lesend unterwegs sind, so nimmt man häufig wahr, dass sie sich für die Taschenbuchausgaben eines Henning Mankell oder einer Donna Leon entscheiden. Und man weiß, sie sind gerade in hoch spannende Fälle verstrickt. Sie versäumen nichts: weder die städtische Nahverkehrstristesse noch andere Landstriche. Sie lösen mit ihren Helden in fremden Städten komplizierte Verbrechen und staunen über die menschlichen Abgründe. Sitzt man dann in geselliger Runde und die Rede kommt auf Bücher, hört man erstaunlich wenig über Arnaldurs Island oder Nabbs Florenzkrimis, so als sei es frevelhaft zum Krimi zu greifen. Lieber schlecht geschriebene Belletristik oder Sachbuchliteratur diskutieren als freudig von der Intelligenz, dem Charisma des eigenen Lieblingskommissars schwärmen – eine Verteidigung des Krimis tut scheinbar Not.

Was uns der „Tatort“ bringt …

Dieser Ansicht war auch das Düsseldorfer Film- und Fernsehmuseum und widmete dem Sonntagabendklassiker „Tatort“ eine Sonderausstellung. Diese Krimiserie verfolgen Millionen Zuschauer Woche für Woche in Deutschland, der Schweiz und Österreich – und das bereits seit Jahrzehnten. Anschlusskommunikation wäre am Montag grenzüberschreitend gewährt – sollte man es einmal Leid sein, über Rettungsschirme und Zahlungsausfälle oder humanitäre Not in anderen Breiten betroffen (sind wir es wirklich?) zu schwadronieren. Doch auch über jeden anderen Quotenkönig ließe sich reden, raunzen und rebellieren. Das Interessante am Tatort ist seine Zeitgemäßheit: Die Macher dieser Serie wollen immer bundesdeutsche Entwicklungen, neue (technische) Wissensbestände, aber auch Themen des Alltags aufgreifen und im Krimi verarbeiten. Geschickt siedeln sie dann den Fall dort an, wo er in Wirklichkeit seinen Ausgang nahm. Ebenfalls sympathisch ist der Versuch, Mentalitäten zu transportieren: Sind nun norddeutsche Ermittler, Schimanskis Nachfolger aus dem Ruhrpott oder süddeutsche Kommissare unterwegs? Was zeichnet die jeweiligen Sonderermittler aus und was eint sie (und somit auch die gesamtdeutschsprachige Zuschauerschar)?

Was die Krimileser eint …

Ja, was haben Krimischauer oder –leser gemein? Ist es die Freude an niederen Instinkten? An Mord und Totschlag, dem Verbrechen an sich? Ich glaube: Nein. Vielmehr scheint es lediglich der Ausgangspunkt der magischen Frage zu sein: Wer ist es gewesen? Nach dieser „whodunit“-Frage sind viele Krimis aufgebaut und der Reiz dieser Konzeption liegt im Mitermitteln, im kombinierenden (Aus-)Schließen, im Vermuten, im Fürmöglichhalten des (vermeintlich) Unmöglichen. Und wenn wir durch Lektüre ein komplexeres Weltbild, eine Haltung des „Sowohl als auch“ schaffen – dann braucht es niemand verschweigen, dass dies ein Krimi gelehrt, ja sogar erprobt hat. Oftmals wird dem Leser aber auch die Frage nach Gerechtigkeit mit auf den Weg gegeben. Jan Fedder, der im „Großstadtrevier“ der ARD „kleine Fische“ und „große Haie“ gleichermaßen jagt, vermittelt dem Zuschauer so ein allseits gewolltes Ideal. Nämlich das der Gleichheit vor dem Gesetz, folglich auch in der Strafverfolgung. Dass diese dann (zumindest außerhalb der deutschen Grenzen) in der Realität anders aussieht, zeigen Donna Leons Commissario Brunetti-Geschichten. Hier ist der Spagat zwischen kriminalistischer Erkenntnis und politischem Interesse exemplarisch aufgewiesen: Brunetti und sein Team lösen verzwickte Fälle immer schon im Wissen, dass Vice-Questore Patta Mächtige protegieren und Strafverfolgung aussetzen wird. Es geht den Ermittlern aber dennoch ums Auffinden der Wahrheit – und Leon wohl um ein Ankämpfen gegen eine allzu bequeme Resignation der Leser, dass die Zustände (nur in Italien?) eben so und nicht anders seien. Empörten sich viele, so kämpften die Brunettis nicht auf verlorenem Posten – seine stoisch abgeklärte Haltung, lege artis zu arbeiten und lediglich das Verbrechen aufzuklären verweist letztlich aber auch auf das Prinzip der Gewaltenteilung zwischen Exekutive und Judikative. Die Frage der Legalität und Legitimität drängt sich auch in vielen Krimis auf, wo nicht „die Gerechtigkeit“ als Selbstläufer siegt.

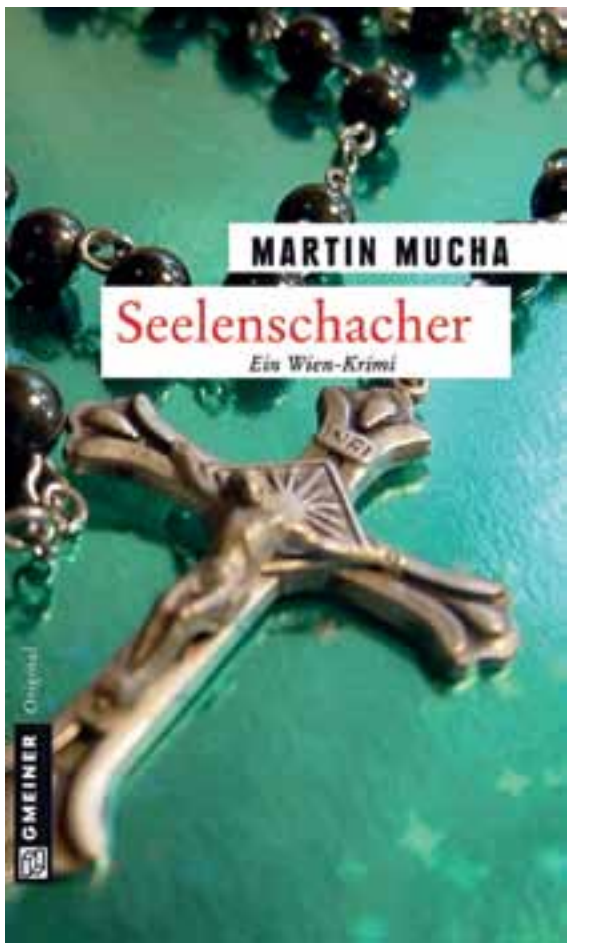
Wer wir werden, wenn wir Krimis lesen …

Neben dem geschärften Gerechtigkeitsempfinden drängt sich auch der psychologische Gewinn des Krimilesers förmlich auf. Wo, wenn nicht im Kriminalroman, kann man so klar Motivation und Denkstrukturen studieren, wo, wenn nicht hier, lernt man, in die Innenwelt eines Verbrechers oder auch Ermittelnden einzutauchen? Dieser Gewinn kann ein empathisches Einfühlen (bis hin zur humanistischen Maxime „Nichts menschliches ist mir fremd“) oder ein analytisches deduktives Herangehen an Wirklichkeit zur Folge haben. Und dank des Geschicks der Autoren werden wir fast nie mit einer aufgeweichten, der Verbrecherseele zugeneigten Haltung den Buchdeckel zuklappen – in der Regel erleben wir uns als Hüter der bestehenden (kantianischen) Moral: „Bei allem Einfühlenkönnen – doch *so* geht's nicht: wo kämen wir denn da hin, wenn das jeder täte?“ Und was gibt es Erfreulicheres als nach unterhaltsamer, fintenreicher Lektüre im (Un-)Rechtsempfinden gestärkt wieder pragmatisch in eine differenzierter wahrgenommene Realität zurückzukehren?

lr

MIT MARTIN MUCHA DURCH WIEN NOIR

Martin Mucha ist der Autor von „Papierkrieg“ und „Seelenschacher“, zwei hard-boiled Wien-Krimis die 2010 und 2011 im Gmeiner Verlag erschienen sind. *Der Bagger* hat mit ihm Kaffee getrunken und nach seiner Meinung zu Krimis, Wien und Verbrechen gegraben.



Warum schreibst du Krimis?
Einerseits, weil es ein Krimi ziemlich leicht macht, einen vertikalen Schnitt durch eine Gesellschaft zu machen, von ganz oben bis ganz unten Leute vorkommen zu lassen. Das ist schön, wenn Du aus mehreren Perspektiven Schauplätze hast, die von einem Loft im Ersten zur Würstelbude im Fünfzehnten reichen können, von Leuten mit ganz unterschiedlichen materiellen Sicherheitsniveaus.
Auch, weil ein Krimi ein sehr ausdifferenziertes Genre darstellt. Es gibt ein riesiges Repertoire an Szenen. Ich möchte mal behaupten, es ist praktisch jede Szene, die in einem Krimi vorkommen kann, schon geschrieben worden. Das heißt, du kannst viele Zitate einbringen, mit dem Genre spielen. Wenn du eine Geschichte erzählst, hast du einen Konflikt: zwischen Menschen, innerhalb eines Menschen. Du hast einen Held, der kocht Risotto. Das Publikum interessiert sich dafür: He, wird das was oder wird das nix? Dann kannst du versuchen, die Spannung zu steigern, indem du mehrere Ebenen hineinbringst. Angenommen, der Held kocht das Risotto für seine Freundin. Dann wirds schon spannender, wenn das Risotto gut wird, geht die Liebesgeschichte vielleicht gut aus, wirds nix, verläßt sie ihn. Also bangen schon mal alle mit, haben ja natürliches Interesse daran, weil sie auch Menschen sind. Und von all diesen möglichen Ausgängen ist der radikalste der Tod. Insofern ist Krimi die reinste Form des Erzählens, weil er sich immer mit diesem Radikalfall auseinandersetzt: Überleb' ich die Sache oder nicht? Und dann, wenn wer gestorben ist, sich die Fragen stellen: Warum wurde getötet? Wer hat getötet? Wie wurde getötet?

Ist das für dich der Kern eines Krimis?
Es gibt natürlich mehrere Krimiformen. Es gibt den ganz klassischen Whodunnit, der einfach die Frage stellt: Wer hat den Mord begangen? Dort hast Du eine feststehende Anzahl an Verdächtigen, klar umrissene Motivlagen, Alibis werden abgeglichen und zum Schluß kann man sagen, wer der Mörder war. Ich versuche das eher so zu gestalten, daß mein Held, der vielleicht gar keiner ist, in eine Situation hineinkommt, in der die wesentlichen Dynamiken des Verbrechens schon passiert sind, wobei der Mord unter Umständen aber noch aussteht. Dann entwickeln sich aus diesen Dynamiken weitere Verbrechen, so wie kleine Steine angestoßen weitere Steine anstoßen, die dann weitere Steine anstoßen. So gibt es normalerweise keinen Abschluß für diese Fälle.
Es wird vielleicht ein Teilkomplex abgeschlossen, weil zum Beispiel alle tot sind, die daran beteiligt waren oder hinter Gittern sind. Aber im Hintergrund sind immer noch Fäden aus der Geschichte offen. Es ist eher ein Vorgang, der einfach schon seit ewigen Zeiten läuft und weiterlaufen wird. Und ein kleiner Teil daraus wird dann irgendwie im Buch verarbeitet. Eben nicht dieses Denken, daß es den einen, autonom dastehenden Verbrechensfall gibt, sondern daß diese Geschichten immer eingebunden sind in ganz normales menschliche Verhalten, und an manchen Kreuzungspunkten von Interessenslagen gewalttätig werden.

Habsucht ist ja in deinen Büchern der Antrieb für die Handlung. Ist das generell die Hauptmotivation für Verbrechen?
Ich würde das eher so sagen wollen, daß in dem Genre, in dem ich schreibe, das sich an den klassischen Autoren des amerikanischen Kriminalromans der Dreißiger und Vierziger orientiert, es so ist, daß es eigentlich immer ein Verbrechen aus Habgier ist. Und das ist etwas das für mich, oder das damals für Leute die unter dem Eindruck des American Way of Life standen – wie werde ich vom Tellerwäscher zum Millionär – ein riesiges Suchtpotential hatte. Sie selber waren ja eigentlich arm, aber manche konnten reich werden. So haben diese Autoren Sachen verwendet, die mit Fragen spielen wie: Was, wenn ich mehr Mumm gehabt hätte? Was, wenn ich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort gewesen wäre?
Später, mit Hammett und Chandler, hat sich das mehr zu Sozialkritik verändert. Sie haben gesehen, daß das keine Verbrechen sind, die aus irgendwelchen komischen, tiefsitzenden, psychologischen Motiven entstehen, sondern wo es rein um materielle Sachen geht.
Wie Verbrechen wirklich begangen werden, oder wie Menschen tatsächlich handeln, wenn sie andere töten, ist dann schon noch eine Spur schwerer zu schreiben, als einfach auf diesem Klischee aufzubauen.

Du bist Vorarlberger, und dein Held, der abgebrannte Uni Lektor Arno Linder, lebt in Wien. Ist er Wiener?
Das kommt in den Büchern selber nicht vor. Nein, er ist kein Wiener. Irgendwann sollte aber ein Buch kommen, das die Geschichte erzählt, wie er nach Wien gekommen ist, und wie sich das Ganze entwickelt hat, daß er so ist wie er jetzt halt ist. Aber das steht noch nicht in den Büchern. Und Held klingt immer so nach Stallone. Ich versuche eher das so zu machen, daß mein Arno auf die eine oder andere Weise ein bißchen tollpatschig, ein bißchen blöd ist, und immer wieder mal einen Geistesblitz hat, der aber dann doch nicht funktioniert. Eher ein Protagonist als irgendein ausgezeichneter Übermensch. Für den er sich aber wahrscheinlich halten würde.

Arno scheint ja nicht der ideale Typ für einen Detektiv zu sein.
Die erste Motivation für mich war, einen hard-boiled Krimi zu schreiben, etwas wie Dashiell Hammett zu machen. Dafür hatte ich einen Druckergesellen. Der hätte wenig Geld verdient und sich mit kleinen Verbrechereien über Wasser gehalten, nebenher, und wäre so ins Milieu abgerutscht. Mir ist aber recht schnell klar geworden, daß ich das nicht schreiben will und nicht schreiben kann. Diese Bücher wären viel zu ernst und viel zu brutal geworden, zu kalt und unmenschlich. Ich wollte ein bißchen mehr Ironie und Humor hineinbringen.
Dann kam mir auch die Sprache in die Quere. Ich brings einfach nicht über mich, ein Buch zu schreiben, in dem ein Wiener zum anderen sagt „Hast Du eine Zigarette für mich?“ Ich mußte also ein wenig mit Dialekt arbeiten, zumindest in den gesprochenen Sequenzen. Da war es dann extrem schwer, wenn ich jemanden habe, der Druckerlehrling ist, da der in den Dialogen ja auch schon Umgangssprache sprechen muß, was für viele Leute sehr schwer zu lesen wird. Das heißt, ich brauchte jemanden, der ein Gespräch auf Hochdeutsch führen kann. Wenn dann auch die Antworten teilweise in Umgangssprache sind, ist es doch so, als würdest du bei einem Telefonat nur die eine Seite hören, wo du dann noch drauf schließen kannst, um was es eigentlich geht. Da blieb mir nicht viel übrig, als ihm eine Hochschulbildung hinzuwerfen. Als das dann feststand, war es nur mehr ein winziger Schritt, ihm einen Uni-Posten zu geben. Abgesehen davon, daß es mit meiner eigenen Biographie gut zusammenpaßt, gibt es auch viele literarische Vorbilder.
Arno ist zum Beispiel klassischer Philologe. Und eine meiner Lieblingspersonen aus einem Buch ist der Dr. Serenus Zeitblom, der auch eine Geschichte, die mit dem Tod endet, erzählt, auch als Ich-Erzähler. Und vieles, was Arno erzählt, ist eine Karikatur oder Übertreibung von dem was Zeitblom im Dr. Faustus schreibt. Das war ein kleines Spiel mit dem, was mir an literarischer Überlieferung zur Verfügung steht.
Dann kam auch noch dazu, daß es mir Spaß macht, Spannung in einer Person zu erzeugen. Als klassischer Gelehrter sollte er ja Manuskripte in der Bibliothek wälzen, hat in einer Situation aber dann doch eine Knarre in der Hand.

Sind deine Leser hauptsächlich aus Wien? Hörst du viel von ihnen?
Ich glaube, die Bücher verkaufen sich zumeist in Wien. Aber es gibt tatsächlich auch Leute, Österreich, Schweiz, Deutschland, die das mit einem touristischen Hintergrund lesen. Ich habe schon Rückmeldungen gehabt, daß die Bücher super sind, weil sogar die Straßenbahnlinien, mit denen Arno fährt, stimmen. Und einer hat gesagt, er wolle auf jeden Fall mal nach Wien kommen, Arnos Wien hat ihm so gefallen. Das Buch sei ja scheiße, aber Wien, denkt er, sei eine ziemlich coole Stadt.
Die coolsten Rückmeldungen sind eigentlich die, wenn sich Leute im Buch dargestellt meinen, von denen ich gar nicht wußte, daß es sie gibt. Eine Uni-Professorin am Institut für Klassische Philologie hat sich durch die Darstellung meiner Institutsvorsteherin persönlich zutiefst getroffen und angegriffen gefühlt.
Offensichtlich habe ich bei dieser Dame alles ziemlich genau so beschrieben wie es ist. Hat einen Doppelnamen, trägt gern italienische Schuhe, und auch vom Alter und Aussehen her habe ich den Nagel auf den Kopf getroffen. War einerseits ein bißchen blöd, weil ich meinem Verlag klar machen mußte, daß ich die Dame wirklich nicht kenne, daß es nicht Absicht war. Aber es hat mich auch gefreut, du erfindest etwas, und dann gibt's das wirklich. Mittlerweile hab ich mich mit der Dame schon ausgesöhnt, und sie hat das zweite Buch korrekturgelesen. Also, das heißt, sie haßt mich immer noch, und die Bücher haßt sie auch, aber das ist in der Hinsicht recht gut, weil sie sehr viele kritische und böse Fragen stellt, wo ich doch auf ein paar Fehler d'raufkomm, die ich sonst erst nach der Veröffentlichung sehen würde.

Wann ist die nächste Veröffentlichung?
Das nächste Buch ist gerade fertig geworden. Ich schätze, es geht sich aus, daß es nächsten September im Buchhandel zu finden sein wird. Es braucht noch ein bißchen Zeit, korrekturlesen und so, aber die eigentliche schriftstellerische Arbeit dazu ist abgeschlossen.

Noch etwas den Lesern zu sagen? Vermutlich liest ein großer Teil diese Zeitschrift nach zwei, drei Bieren in einer Bar.
Tja, in dem Fall möchte ich sagen, auf jeden Fall nicht zu viele Bier trinken und mit dem Fahrrad nach Hause fahren, jetzt wo es kalt wird.

Interview: pma

BÜCHER:

Seelenschacher, Gmeiner Verlag, 2011. ISBN: 978-3-8392-1133-5

Papierkrieg, Gmeiner Varlag, 2010. ISBN: 978-3-8392-1054-3

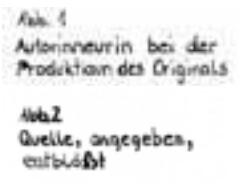
MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON STRG+C ET AL.

„ist nicht mein geistiges Eigentum, wenn es unter Gänsefüßchen steht“
ist nicht mein geistiges Eigentum, wenn es unter Gänsefüßchen steht.

An der Universität Innsbruck sprach sich vor wenigen Monaten ein Fall akademischer Copyright-Verletzung herum, wo ein Lehrender wohl von einem Verlag geklagt und in Folge zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, weil er verwertungsrechtlich geschütztes Material in seiner Vorlesung verwendete. Konkretes Vergehen war das Bereitstellen dieser Lehrmaterialien über eine Uni-interne Lernplattform – ein Online-Medium, zu dem ausschließlich ordentliche Studierende der Uni Innsbruck über ihren persönlichen Uni-Account Zugang erlangen. Wie sich herausstellt, haben sich findige deutsche Juristen nach der großen Abmahn-Welle des letzten Jahrzehnts gegen Privatpersonen und der dadurch initiierten Gesetzesänderung darauf spezialisiert, Urheber- und Verwertungsrechtsverstöße gegen große Verwertungsgesellschaften und Verlage aufzuspüren. Die Novelle im deutschen Urheberrecht hatte dem unbeauftragten Abmahnen der Rechtsanwaltskanzlein einen Riegel vorgeschoben, daher müssen mutmaßliche Verstöße gegen Lizenzverträge inzwischen vorab beim Inhaber der Lizenz verpetzt werden und erst wenn dieser ein Mandat auf Verfolgung erteilt, wird fleißig los prozessiert – selbstredend inklusive Finderlohn für die DenunziantInnen.
Die Frage, wie die Rechtsanwaltskanzlei wohl zu der Information aus der passwortgeschützten Plattform gekommen ist, liegt auf der Hand. Offenbar werden deutsche Studierende engagiert, sich an den Unis einzuschreiben um einen hiesigen Account zu erhalten zum Zwecke, die Plattformen nach Copyright-Verstößen zu durchstöbern. So irritierend dieser Umstand für die Lehrenden der Uni Innsbruck auch sein mag, wahrlich erschüttert hat die für viele LektorInnen neue Erkenntnis, dass es offenbar auch verboten ist, in so einem „geschützten Bereich“, wie einer Lernplattform, Materialien aus Büchern oder sonstigen Publikationen von Verlagen den eigenen StudentInnen zur Verfügung zu stellen.

De Minimis Non Curat Lex?

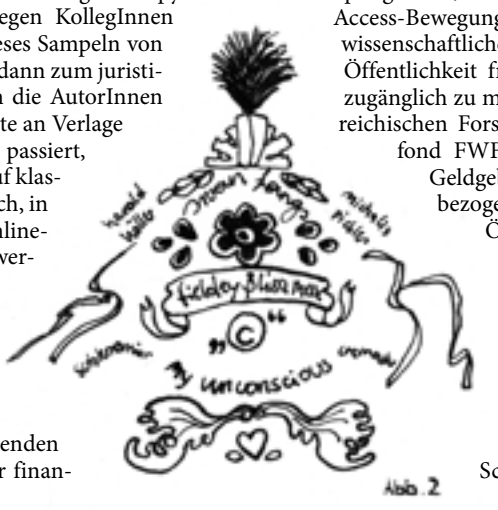
In der Internetpraxis der meisten Studierenden und Lehrenden werden **Copyright- und Lizenzfragen** als relativ **abstrakte Bedrohung** ignoriert. Bisweilen wundert man sich über Meldungen völlig abstruser Schadensersatzforderungen aus dem Musik- und Filmbusiness; das private Risiko, Musik und Videos über Torrents u.Ä. zu beziehen genießt aber wohl vergleichbare Mittelbarkeit wie Krebswarnungen auf Zigarettenschachteln. Dass Verwertungsrechte und Lizenzen im alltäglichen Umgang mit neuen Medien auch direkt die Lehre betreffen, wird von einer großen Mehrheit hingegen völlig ausgeklammert. In Skripten von Lehrenden finden sich Kopien von Grafiken aus Lehrbüchern, in den digitalen Präsentationen von Lehrenden und Studierenden dienen – ganz augenscheinlich nicht selbst erstellte – Illustrationen und Fotos der grafischen Auflockerung.



Semi-private Blogs scheuen auch nicht davor zurück, Bilder und Videos, die eindeutig ins Entertainment-Eck zu stellen sind, aus dem multimedialen Überangebot des World Wide Web zu fladern.
Manche sind sich ihres Fehlverhaltens sogar bis zu einem gewissen Grad bewusst, lapidarisieren die Causae aber als Kavaliersdelikte. Wird es einer oder einem dann doch zu heiß, mündet die Problembewältigungsstrategie meist nicht in einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem Thema, sondern in einem lakonischen *„dann stellen wir's halt passwortgeschützt ins Netz“*. Spätestens Fälle wie der oben geschilderte sollten aber als Anlass genommen werden, einen offenen und öffentlichen Diskurs zu diesem Thema in die Gänge zu bringen. Aus rechtlicher Sicht ist die Bereitstellung geschützter Werke in einer Lernplattform genau so öffentlich, wie das unbeschränkte Publizieren im World Wide Web. Einzige Ausnahme ist die Verteilung in einem Kreis von Personen, mit denen die oder der LektorIn in einem „Naheverhältnis“ steht, das ist bei Vorlesungen mit hunderten Studierenden aber wohl schwerlich zu argumentieren.

MC Prof. Essional Mix Musterfrau

In der Praxis des akademischen Lehr- und Lernalltags führt die wortgetreue Auslegung des Urheberrechts zu tief schürfenden Einschnitten und Ärger auf beiden Seiten. Die Studierenden profitieren von der digitalen Bereitstellung der Lernmaterialien ungemein und kennen das System Lernplattform in den meisten Fällen schon von den Schulen, wo die Rechtslage auch ein wenig anders ist. Die Lehrenden mokieren sich verständlicherweise darüber, dass sie ja lediglich Material verwenden, das andere Universitätsangehörige erstellt haben und sie „das Rad nicht jedes Mal neu erfinden“ möchten, wenn es sich um die Vermittlung von Grundlagen handelt. Hierbei geht es wohlgemerkt nicht um das Plagiieren sonderlich kreativer Elaborate, denn die eigentlichen Kulturleistungen in der wissenschaftlicher Grundlagenvermittlung liegt ja meist Jahrhunderte oder zumindest einige Jahrzehnte zurück. Selbst wenn die AutorInnen von Zusammenstellungen, Grafiken und Illustrationen in Lernmaterialien nicht explizit genannt werden, kann davon ausgegangen werden, dass dieser Umstand die jeweiligen UrheberInnen im akademischen Bereich kaum stört.
Nicht selten ist es so, dass man im universitären Lehralltag von MitarbeiterInnen oder ehemaligen Sozii abkupfert und Vorhandenes der Qualität oder Bequemlichkeit wegen einfach weiterverwendet. Dem Autor ist auch kein Fall bekannt, in dem einE WissenschafterIn einen Rechtsstreit wegen Copyright-Verletzungen gegen KollegInnen angestrengt hätte. Dieses Sampeln von Materialien wird erst dann zum juristischen Problem, wenn die AutorInnen ihre Verwertungsrechte an Verlage abtreten, was de facto passiert, sobald diese Werke auf klassischem Wege (als Buch, in Zeitschriften oder Online-Journals) publiziert werden. Das Zynische an diesem Usus ist die Tatsache, dass Universitätsbedienstete (auch durchaus international) zum überwiegenden Teil über Steuergelder finanziert werden, aber die Verlage als private Gesellschaften diese – überspitzt formuliert – im Staatsdienst entstandenen Werken mit brachialen Methoden zu Geld machen.



Von der Zeitschriftenkrise zu Open Access

Noch virulenter als in der akademischen Lehre ist das Problem im Forschungsbereich, wo der Zugang zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen extrem eingeschränkt ist. Die meisten Lizenzverträge der Fachjournale, in denen WissenschafterInnen publizieren (müssen), erlauben lediglich Zugang für einen eingeschränkten NutzerInnenkreis (z.B.Universitätsangehörige), vorausgesetzt die jeweilige Bibliothek bringt die Kosten dafür auf. Diese belaufen sich – vor allem in den STM-Fächern (Science / Technology / Medicine) – oft auf mehrere tausend Euro pro Jahr und Zeitschrift. Jährliche Preiserhöhungen von 5-10% erschweren es, besonders kleinen Unis ihren ForscherInnen Zugang zu den tausenden Journalen zu bieten und so konkurrenzfähig zu bleiben. Umgekehrt sind die ForscherInnen de facto gezwungen, bei renommierten Verlagen zu publizieren, um mit ihrer Arbeit Aufmerksamkeit zu erlangen. Eine Anfrage bei der UB Wien, der größten Universitätsbibliothek Österreichs, bezüglich der jährlichen Abo- und Lizenzkosten für Fachzeitschriften hat ergeben, dass etwa 50% des gesamten Literaturbudgets für Zeitschriften aufgewendet werden. In den STM-Disziplinen steigt dieser Anteil auf bis zu 90%. Die Veröffentlichung der Zahlen ist aber gemäß der Verträge mit den Verlagen nicht erlaubt. Kein Wunder, für die großen Verlagskonzerne läuft dieses Geschäft auch unverschämt gut;
“Im Jahr 2003 kontrollierten acht Zeitschriftenkonzerne 66.4% des Weltmarkts für STM-Zeitschriften. Der Marktführer Reed Elsevier allein hatte im Jahr 2003 einen Umsatz von 7.1 Mrd. Euro und einen Anteil von 28.2% am STM-Markt.” Quelle: de.wikipedia.org/wiki/Zeitschriftenkrise, 12.11.2011.
Diese Pervertierung der eigentlichen Idee von Veröffentlichen bedeutet in der Folge auch, dass die österreichischen SteuerzahlerInnen zwar für die Gehälter der allermeisten akademischen Bediensteten zahlen, deren Ergebnisse aber nur gegen ein weiteres Entgelt einsehen können (in „guten“ Journals üblicherweise 30-50€ pro Artikel).
Seit etwas mehr als zehn Jahren gibt es eine internationale Gegenströmung zu dieser Gepflogenheit, die sogenannte Open-Access-Bewegung. Ihr Ziel ist es, wissenschaftliche Leistungen der Öffentlichkeit frei und auf Dauer zugänglich zu machen. Beim österreichischen Forschungsförderungsfond FWF, dem wichtigsten Geldgeber für projektbezogene Forschung in Österreich, ist auf der „Public-Relations“-Seite zu lesen:
„Als Unterzeichner der Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities hat sich der FWF verpflichtet, den freien Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen und Forschungsdaten im Internet nachhaltig zu unterstützen und zu propagieren. In diesem Sinn verpflichtet der FWF alle ProjektleiterInnen und ProjektmitarbeiterInnen, ihre Publikationen durch Open-Access-Medien im Internet frei zugänglich zu machen“. Quelle: www.fwf.ac.at/de/public_relations/oai/index.html, 12.11.20011.
Als vom FWF finanzierter Jungwissenschafter kommentiere ich das mit: Sehr gerne!

Text: hh
Illustration: on

LINKS UND WEITERFÜHRENDES:

youtu.be/Ez1rYlVoges – Dokumentarfilm Good Copy, Bad Copy, 2007

www.sueddeutsche.de/digital/digitale-kultur-die-anti-piraten-1.142367 – Die Anti-Piraten

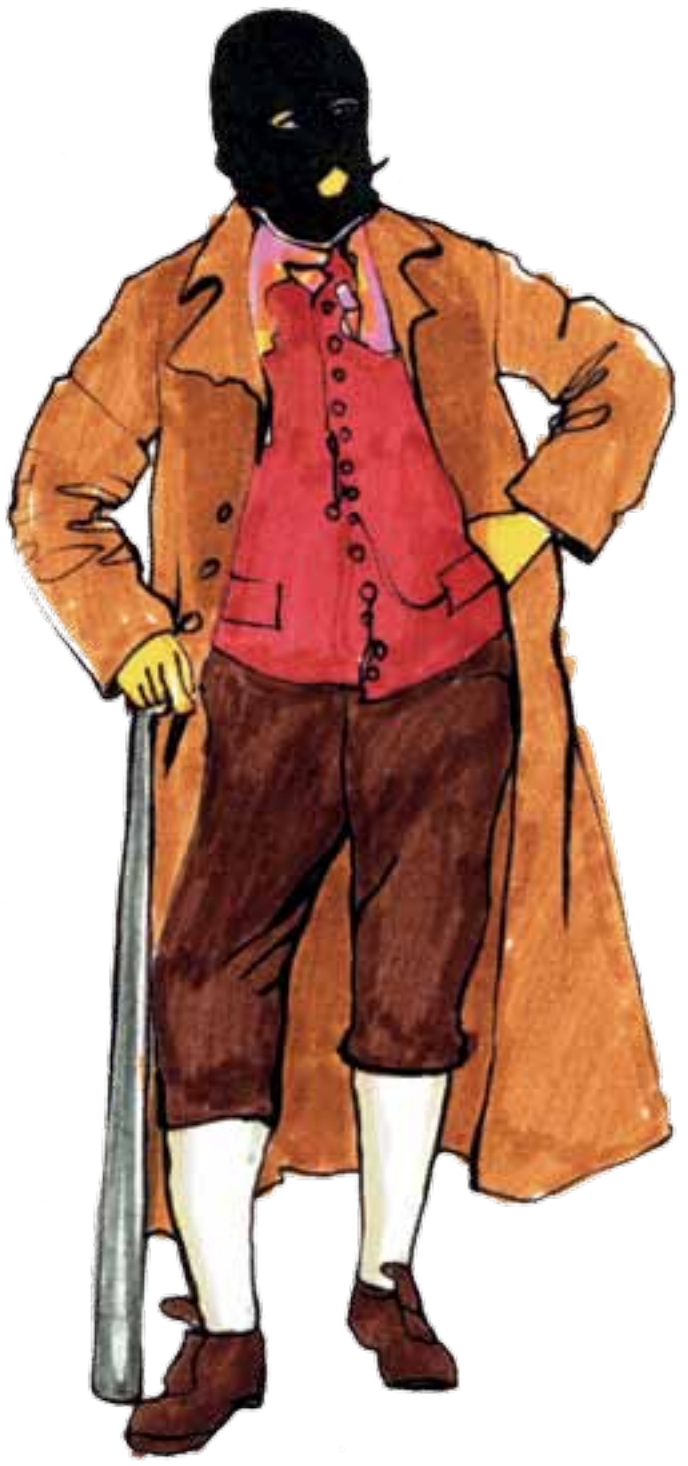
www.gesetze-im-internet.de/urhg/__97a.html – Novelle von 2008 § 97a Abmahnung

phaidra.univie.ac.at/o:28164 – Urheberrechtsfragen beim Einsatz von Multimedia an Hochschulen. Ein Leitfaden für die Praxis am Beispiel der Universität Wien von Dipl.-Jur. Seyavash Amini und Prof. Dr. Nikolaus Forgó

de.wikipedia.org/wiki/Berliner_Erklärung_über_offenen_Zugang_zu_wissenschaftlichem_Wissen – Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen

de.wikipedia.org/wiki/Zeitschriftenkrise – Die „Zeitschriftenkrise“ des Bibliothekswesens in den naturwissenschaftlichen, medizinischen und technischen Disziplinen

www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,313112,00.html – Aufstand gegen die Hüter des Wissens



AUS ALT MACH NEU

Griechenland ist pleite, an jeder Ecke steht ein Atomkraftwerk und im Fernsehen nix Gescheites. Die Welt geht in die Miesen und wir sind dabei. Und zu allem Überfluß haben wir Politiker, die versuchen, unsere Kapitalgesellschaft zu retten. Da möchte man doch aus der Haut fahren? Tun Sie's doch – das Glück liegt auf der Straße!

Ich habe mir heute einen Baseballschläger auf Amazon bestellt. Neben unterschiedlicher Form, Farbe und Größe eines Schlägers besteht das wesentliche Qualitätsmerkmal im Material, Alu oder Holz, und insofern man nicht bereits Sixpacks hat, ist der Griff nach Aluminium zu empfehlen. Es ist wesentlich leichter, liegt dadurch hervorragend in der Hand und bei harten Schlägen ergeben sich Dellen, doch wir wollen kein Purist sein, so ein Schläger kostet keine 20 Euro, und Dellen sehen noch dazu cool aus. Für den vorausdenkenden Käufer gibt's ihn (den Schläger) auch in Rot, muß nicht sooft gereinigt werden, und das kann – kleiner Tipp – viel Mühe ersparen!
Raten Sie mal, was da sonst noch gerne dazu gekauft wird. Ein Ball ist nicht die richtige Antwort, verspreche ich gleich, und wer's bereits am I-Phone liest, dem gratuliere ich. Litespeed!
Ja klar, was noch? Richtig. Eine gute, alte schwarze Sturmhaube. Revolution Action! Da wird es alles ganz klar, Schlagstöcke und Pfefferspray sind nur mehr der obligatorische Aufputz, und nebenbei nicht störend. Ich spiele schließlich ja auch kein Baseball.
Und wofür dann das alles? Ein kleines Beispiel:
Sie schlendern gerade die Mariahilferstraße entlang und plötzlich stockt Ihnen der Atem. Es ist drei Uhr morgens und Sie sind nicht in Begleitung. Wenige Menschen überhaupt und gerade vor Ihnen verliert der Typ sein Portemonnaie. So ein Glücksfall, es sind mehr als 1000 Euro drin! Sie laufen ihm natürlich nach und geben es ihm zurück? Noch vor 20 Jahren hätte man das vielleicht gemacht, aber heute? Und sind Sie sich da ganz ehrlich?
Nun mal weiter angenommen, ihre Entscheidung dauert doch ein wenig zu lang, und der Typ kommt zurück und sieht Sie mit dem Börserl in der Hand. Er entscheidet schnell. Eine Schlägerei entsteht. Wer hilft Ihnen? Die Passanten? Sie scherzen! Niemand hilft Ihnen, ewig Blauäugiger, bekommen Sie noch eine gebrochene Nase dazu. Geschenkt! Und zum Dank geben Sie ihm obendrauf auch noch Ihre Brieftasche. Für die Mühe!
Die Polizei nimmt ihn sicher fest? Wenn sie ihn findet, vielleicht, aber was nützt Ihnen das?
Wenigstens haben Sie jetzt Ihr Geld zurück und Recht bekommen, ja? Das wird sicher ein Rechtsstreit, aber Sie leisten sich ja einen guten Anwalt.
Ich muß sagen, ich vertraue ja in unsere gleichen Rechte. Aufgrund dieses Übereinkommens zahle ich einen Beitrag zur Erhaltung eines Systems, in dem der Stärkere mich rechtmäßig beraubt, und ich mich dafür sicher fühlen kann – die Politik dankt, so ein Bedürfnis läßt sich super ausnutzen! Und auch die quasi gebetsmühlenartig wiedergekäute Selbstverständlichkeit auf Gewaltverzicht, den alle wollen sollen! Woher wissen die das, was ich will? Mich hat nie jemand gefragt, und Sie?

Der Mensch ist halt, wie er ist, herrlich unberührt von der Moral, nimmt er gern den anderen was weg.

Da kommt jemand, der den anderen mehr wegnehmen will als bisher – und seitdem gibt's das Christentum. Und bald lernt auch die Politik, sich beim Raub mit der Moral und dem Recht zu schützen. Recht hat der, der sich Recht nimmt – und damit durchkommt. Das habe jedenfalls ich dabei gelernt. Aber viele sind schon wesentlich weiter als ich, London ist sehr fortschrittlich, habe ich mir sagen lassen, in London waren Baseballschläger ausverkauft! War da nicht dieses Straßenfest, quasi ein behavioristisches Omen?

Oh brüderliche Welt

London war gar nicht so besonders, dort ist nur mittlerweile vielen etwas klar geworden. Stellen Sie sich mal vor, jahrelang wird Ihnen gesagt, das ist die ideale Gesellschaft, Sie finden nur keinen Fuß darin, Sie können sich verwirklichen, aber keiner sagt Ihnen wie, ziellos, weil keiner was vorgibt, hilflos, weil die Hoffnungen so groß sind, aber die Realität so klein? Sie sind frei, Ihr Leben zu gestalten, aber niemand sagt, daß es schwer wird? Sie sind nunmal nie frei von Abhängigkeiten, wirklich schade! Und Sie werden trotzdem nie die Gelegenheit haben, völlig zufrieden zu sein. Sie wissen ja nicht mal, was Sie eigentlich wirklich suchen. Und mitbestimmen können Sie ja bei der Wahl, Sie sind ja selbst schuld, wenn die Gesellschaft nicht dort ist, wo Ihnen gesagt wurde, daß sie eigentlich sein sollte.
Manche haben's schon verstanden. Der König, der Politiker, der Reiche haben sich schon lange ein System geschaffen. Die Menschen lernen von ihnen. Nur braucht sich die Menge nicht zu verstecken, sie geht auf die Straße und nimmt sich, was sie glaubt, zu wollen. Empör dich, aber richtig. Häuser anbrennen, Autos plattmachen, du willst doch einen neuen Computer? Da in der Auslage war doch gerade einer! Christkind!
Eine Masse von Menschen ist weniger subtil, aber dafür effektvoll. London als die Avantgarde einer neuen Konsumbewegung.

Aus alt mach neu

Immer war das so: Wer was hat, ein anderer nimmt's ihm weg, ist nicht perfekt, aber es läßt sich ganz gut einrichten da drin. Die Sicherheit ist halt weg. Aber brauchen Sie die wirklich so sehr? Diese Idealvorstellungen, die so hoch an der Decke hängen, man hüpft und hüpft, vergebens. Das ist doch eine Sisyphosarbeit, wer hat Ihnen das eingeredet? Wird man da nicht depressiv? Ist es nicht viel ehrlicher, der Realität ins Auge zu sehn und sich zu fügen? Sicher ist man irgendwann tot. Bis das soweit ist, habe ich einen Vorschlag für Sie, das Konzept ist sogar noch älter als der erste Raub:

Die Familie, vor allem im weiter ausgedehnten Bereich von Menschen, die einander kennen, die sich vertrauen.
Die Familie hilft uns. Zur Familie sind wir emotional gebunden. Wir fühlen uns zugehörig. In der Familie profitiert jeder von jedem – im südländischen Sinn, wie in Bella Italia!
Cosa Nostra – Unsere Sache
Camorra – Armar Camorra*
Ndrangheta – Heldenhaft!
Nomen est Omen. Sacra Corona Unita.

Der Schläger ist gepackt? Bon Bon! Unter Freunden, es kommen harte Zeiten! Let's go alootin'!

Text: chb

Illustration: ear

HELFER:

"Les sanglots longues des violins de l'automne blessent mon coeur d'un son monotone"

„mehr nehmen" – Fanta 4.

Der längste Tag.

It's always sunny in Philadelphia S07E06?
Azureus.

Es ist alles nur geklaut. Wikipedia.

FUSSNOTE:

* Randale machen, das Proletariat

RAUBERN – EINE SPIELERFAHRUNG

Wenn man mit alten Menschen arbeitet, kann man vieles lernen. Neben Lebensweisheit schlummert in vielen auch eine Menge Handlungswissen. Hat man Glück, so erfährt man davon und kann nun selbst davon profitieren. So geschehen in einem Wiener Tageszentrum, als die Rede aufs Kartenspielen kam. „Können Sie Raubern?" Nein, aber ich wollte es gerne lernen, und inzwischen gehört es zu meinen Lieblingsspielen. Worauf es ankommt, bei dieser komplexen Jolly-Variante? Nun zunächst bleibt alles recht gleich – jeder bekommt seine 14 Karten, nur gibt es keine Jollys. „Runter" darf man wie gewohnt mit 30 Punkten (Werte bis zum Zehner zählen 5 Punkte, der Zehner und die Personen 10 Punkte). Kann man nicht, nimmt man vom Nachziehstapel auf. Abgelegt wird nicht – im schlimmsten Fall hat man zu Beginn eine sehr volle Kartenhand. Sobald dann jeder unten ist wird's leichter, man kann gewohnt bei fremden Partien anlegen – aber auch bestehende Partien aufsprengen, sofern man wieder mindestens eine Dreierfolge herstellen kann. Ein Beispiel: Es liegen Herz Bube/Dame/König/Ass aus. Ich halte das Karo und Pik-Ass auf der Hand, nehme aus der bestehenden Herz-Vierer-Partie das Ass weg, lege es separat und meine zwei Assen dazu. Es entsteht eine neue Dreier-Partie, die Regel ist erfüllt. Hätte ich nun noch Herz-Neuner und -Zehner könnte ich diese links des Bubens anbauen. Ziel dieses Spieles ist es nicht, möglichst viele Punkte zu machen (im Gegenteil, darauf wird gar nicht geachtet), sondern als Erste/r die letzte Karte aus seiner Kartenhand anzulegen. Das Ganze dauert ungefähr eine halbe Stunde und macht viel Spaß – Nachahmung empfohlen!

lr

SPIEL DES JAHRES 2011 „QWIRKLE"

Susan McKinley Ross hat ein tolles Spiel erfunden, für das ihr völlig zu Recht der Kritikerpreis „Spiel des Jahres 2011" zuerkannt wurde. Abgesehen vom schwierig aussprechbaren Namen ist das Spielprinzip nämlich denkbar einfach. Es gibt 108 Holzsteine mit (je dreimal) sechs Symbolen in sechs Farben. Jeder Spieler zieht zu Beginn sechs Plättchen, dann werden allmählich wachsende Reihen ausgelegt – entweder nach Farben oder Symbolen geordnet. Sobald sechs verschiedene Symbole einer Farbe nebeneinander liegen, darf man (muss es aber nicht, wir spielen schließlich nicht Uno) hocherfreut „Qwirkle" rufen. Ein Qwirkle ist deshalb so toll, weil er sechs Bonuspunkte einbringt. Und auf die Punkte kommt es an – wer am meisten hat, wenn das letzte Plättchen aus dem Sack gezogen ist (man zieht immer nach dem An- und Ablegen wieder auf sechs Steine nach) hat gewonnen. Ein paar (strategische) Legeregeln gibt es noch zu beachten – ansonsten: Am besten gleich loslegen und tüfteln, wie man zu möglichst vielen Qwirklen kommt, ohne dass dazu auch der Gegner Gelegenheit hat. Spielbar ab 6, für 2-4 Spieler, erschienen im Schmidt-Spieleverlag. Mein Weihnachtsgeschenktipp!

lr

DAVID KLEINL ZWISCHEN CHARMANT ROUGE UND TANZ BABY!

David Kleinl ist vielen als Sänger des Neo-Schlager-Duos *Tanz Baby!* ein Begriff. Weniger bekannt ist seine hundsgemeine Art-Noise-Combo *Charmant Rouge*

© Foto: Elisabeth Handl

Eisenstadt 1993. Der 15-jährige David Kleinl beginnt im Freundeskreis (mit Robert „Pinzo“ Pinzolits und Thomas „Kantine“ Pronai, mit denen er noch heute in *Charmant Rouge* ist) mit Grunge zu experimentieren. Wie für die meisten Bands dieser Zeit sind *Nirvana* auch für sie zunächst stilprägend. Beeindruckt hat die Teenager dabei in erster Linie die Punk-Attitude: Musik machen, ohne es notwendigerweise zu können. Sie spielen sporadisch Konzerte und überschätzen sich nach eigenen Angaben maßlos, aber ein Anfang ist gemacht.

1995 kommt David während seiner Schulzeit (Film-Foto-Video-Schwerpunkt) in einem Schülerheim in Graz mit Metal und Hardcore in Berührung, und – noch viel wichtiger – er sieht in diesem Jahr Bands wie die *Melvins*, *Fuckhead* oder *Schlauch* live: „Ich habe auch eines der letzten Schlauch-Konzerte gefilmt. Das war 1996 in Schwertberg. Garfild Trummer hat mit selbstgebautem Schlagwerk gespielt, in trashigen Videos haben sie Supermarkthendln gefickt, es gab ein Fondue mit Hühnerleber und hinter einer Plastikwand haben sie Lärm gemacht.“ Das Aufbrechen der tradierten Rockformate, die im Grunde auch im Punk relativ unhinterfragt übernommen wurden, fasziniert ihn: Das Format Band wird gesprengt (*Fuckhead*) und auch der Konzertraum wird neu definiert (*Schlauch*). Diese beiden Bands sollten auch für *Charmant Rouge* wegweisend sein.

Die Musik von *Charmant Rouge* entsteht während der Proben. Es hat also niemand zuhause die Lieder vorbereitet, sondern alle Ideen entstehen gemeinsam. Im Kern geht es der Band um Intensität, eine Wall of Sound, eine instrumental eingesetzte Stimme und möglichst viele Spielräume für Improvisation. Gebrochen wurde das Ganze dann noch mal durch das Prinzip der maximalen Kontraste. Im Endeffekt geht es damit gar nicht so sehr um Musik, sondern um die Schaffung von Atmosphären. Um die Gleichzeitigkeit von Sanftmut und Zerstörung, das Bipolare. Kurz: Um alles UND nichts.

Das Jahr 1997 wird für Kleinl zum Grenzgang. Er will im Vorfeld zur Veröffentlichung des *Charmant Rouge*-Albums ein Spektakel auf die Beine stellen, das es in der Form in Österreich noch nicht gegeben hat. Er mietet die Cselley-Mühle für zwei Tage, um dort ein audio-visuelles Gesamtkunstwerk zu zelebrieren, das für einen 19-Jährigen exorbitant dimensioniert ist: Er läßt einen White Cube in den Großen Saal bauen, der das Publikum gänzlich umschließt. Er ist während des Konzerts mit Seilen schwebend im Raum montiert. Eine Lichtshow wird integriert und den White Cube bespielt er mit riesigen Projektionen von außen. Er denkt sich: „Warum gibt es in Linz die Ars Electronica und warum haben wir nur Mörbisch? Das Zitat Harlad Serafin: Mekka der Oparette? Wir zeigen euch jetzt was, da scheißt ihr euch an. Wir waren jung und renitent, rebellisch und hochmotiviert.“ Im selben Monat hat er Matura und am Ende hat er einen stattlichen Schuldenberg. Er hatte sich mit einer „Produzentin“ zusammengetan, die sich um diverse Fördergelder bemühen wollte, aber schlußendlich nur einen Bruchteil der versprochenen Summe aufstellen konnte. Medial aufgegriffen wurde das Spektakel kaum.

Nach dem Event herrschte Katerstimmung. *Charmant Rouge* wenden sich eher „weicherer“ Musik zu: Eno, Faust, Cluster, Roedelius. Sie stellen feinere elektronische Experimente an und mixen Plattenknistern, Vogelgesang oder auch Lärm zu langen improvisierten Collagen. Insgeheim hatten Kleinl und Pronai schon damals Lust auf Schlager, doch die Idee wurde vorerst nicht umgesetzt. Geheißen hätte das ganze *Blue Curaceau* (ja, so wie das Getränk!). Von 2000 bis 2005 macht Kleinl selbst aber eigentlich kaum Musik, sondern in erster Linie die Visuals für *Mimi Secue*.

In den Jahren nach „dem Dämpfer“ sind *Charmant Rouge* in Sachen Booking für die Cselley-Mühle sehr beschäftigt bzw. abgelenkt. Sie holen sich einige ihrer Vorbilder in die burgenländische Pampa, behindern sich aber dadurch selbst in ihrem Vorankommen als Band. Kleinl zieht sich bei *Charmant Rouge* zurück und kümmert sich nur noch um die Visuals. 2001 macht er ein Auslandsjahr in Karlsruhe. Die übrigen Mitglieder erweitern den Namen um den Artikel und machen in den folgenden Jahren als *Le Charmant Rouge* zwei Alben, die weniger düster sind und eher in die Richtung Krautrock gehen.

2006 wünscht sich Robert Schneider, einer der beiden Gründerväter der Cselley-Mühle zum 30-jährigen Jubiläumsfest der Mühle ein Konzert von *Charmant Rouge*. Bei *Le Charmant Rouge* war zu dem Zeitpunkt bereits die Luft raus, *Tanz Baby!* hatten sich gerade eben formiert, aber dennoch haben alle Lust, das Noise-Rock Monster der Frühphase, bereits 1996 aufgenommen, aber nie veröffentlicht, noch einmal aufleben zu lassen. Es ist ein sehr gutes Konzert und plötzlich sind sich alle einig: jetzt oder nie – die Platte muß raus! *Faith no More* sind insofern wichtig, um David Kleinls musikalischen Werdegang nachzuzeichnen, als der Frontman Mike Patton mit seinem Nebenprojekt *Mr. Bungle* ebenfalls eine sehr schizophrene Position im Bezug auf seine etablierte Künstlerfigur einnimmt. Zudem hat er das musikalische Hardlinertum im Grunde schon in der frühen Jugend hinter sich gebracht. Von *Nirvana* über *Fuckhead* („haben mir Augen und Ohren geöffnet – das ist keine Band, sondern ein Apparat. Sie sind intensiv, hart und abstrakt und dabei höchst professionell: großes Theater. Das war auch die Motivation für die Verpackung von *Charmant Rouge*: Schwarzer Anzug und Strupfmaske – *Fuckhead* hatten nur schwarzes Gaffertape um die Genitalien.“) und *John Zorn* ist der Weg in diese Richtung dann irgendwann zu Ende. In einem plötzlichen Faible für glatte Chartmusik lebt er paradoxerweise seine eigene Audio-Revoltion.

Ein weiterer Schritt in Richtung Schlager war der Einfluß von *Der Scheitel*, in dem die heutigen Musikjournalisten Karl Fluch, Christian Fuchs und Fritz Ostermayer zum Beispiel Christian Anders und Roy Black coverten. *Helden* ließen sie vom Sänger der Bambis einsingen.

Erst 2003 lernt sich das spätere Duo *Tanz Baby!* kennen. Die damaligen Freundinnen sind Schwestern. 2005 präsentiert ihm Kristian „Mu“ Musser den ersten Song auf einer alten Heimorgel und bald ist klar, daß die Zeit reif ist für Indie-Schlager. *Tanz Baby!* bekommen 2006 den Musikfonds zugesprochen und veröffentlichen 2008 ihr Debut: *Liebe*.

Bevor das Zweitlingswerk von *Tanz Baby!* demnächst erschien, wurde 2010 endlich *Dark Water* von *Charmant Rouge* veröffentlicht. Dazu wurde das gesamte Material noch einmal neu eingespielt, und wenn er oben davon gesprochen hat, daß sich die Leute „anscheißen“ würden, beim Kontakt mit dieser Platte, die so unglaubliche Geburtskomplikationen (1996–2010) hinnehmen mußte, dann ist das keineswegs übertrieben: Das Album ist ein hundsgemeines Viech. Eine Industrial-Doom-Postrock-Bestie. Ohne Worte. Aber mit markdurchdringendem Geschrei und knochigen Gitarrenriffs von Thomas „Kantine“ Pronai.

Dark Water fühlt sich an wie eine Mischung aus *Slint* und *Aphex Twin*, klingt aber doch ganz anders. Ich hatte das große Glück, die Band bei einem ihrer wenigen Konzerte erleben zu dürfen. Das Album höre ich mir immer wieder „gern“ an. Jedenfalls tu ich es. Weil ich irgendwie muß. Aber es ist wirklich ein bisserl zum Fürchten. Man merkt schon, daß ich mir schwer tu, das zu beschreiben. Aber wie schon oben festgestellt: Es geht gar nicht so sehr um die Musik, sondern um die sonderbare Stimmung, die heraufbeschworen wird. Hätte sich das Album besser verkauft, wäre die Selbstmordrate in Österreich definitiv gestiegen. Oder auch drastisch gesunken. Ja, vielleicht ist es das: ein Album statt Selbstmord.

wein

1 KRIXI, KRAXI UND DIE KROXN – DIE GEGENWART (PROBLEMBÄR 2011)

Diesen Sommer haben sich in der Non Food Factory, dem Label bzw. Studio von Walther Soyka immer wieder Leute mit Nino „aus Wien“ Mandl und Natalie Ofenböck getroffen, um dort Lieder aufzunehmen, die bis zu diesem Zeitpunkt oft noch gar nicht fertig geschrieben waren. „Arrangiert“ wurde auch sehr spontan: Jede/r tat eben das, wozu er/sie fähig war, und herausgekommen ist eine erstaunlich runde Platte. Manches erinnert stark an die Radiohits vom Nino aus Wien, aber die Platte dehnt den Rahmen der Möglichkeiten noch weiter aus.

Von Spoken-Word-Dada bis Blues und Schlager ist alles dabei, und die halbe Wiener Musikszene gibt sich ein Stelldich-ein. Die Texte stellen das langläufige Verständnis von Lyrik teilweise radikal auf den Kopf. Das Album bringt die Verspieltheit wieder zurück in die Wiener Musik, und schon allein dafür muß es gehört werden. Bis diese Rezension erscheint, ist das Zeitfenster für den Gratis-Download wahrscheinlich schon verstrichen, aber dafür steht eine CD-Version mit dem großartigen dreiteiligen Bonustrack *Prieser* in den Läden. Zudem gibt es auf diesem Release voraussichtlich ein paar sehr feine Remixe.

wein

2 NEUSCHNEE – BIPOLAR (PROBLEMBÄR 2011)

Bipolar ist – wie schon Titel und Artwork zu erkennen geben – in zwei Hälften gegliedert. Es beginnt mit Neuschnee, wie man sie vom ersten Album kennt: aufgewühlte Streicherballaden, bei denen jedes Gramm Schmalz mit einem scharfen Wort austariert wird. Wie beim hitverdächtigen Opener *Kettenkarussell* arbeitet Wagner dabei sehr oft mit widersprüchlichen Bildern: „Flieg' – soweit dich die Kette trägt.“ *Du bist schön* hingegen ist ein lupenreiner Lovesong, der keine Zwischentöne kennt. *Sag mir nicht* (feat. Parkwächter Harlekin) ist ein besonderes Highlight des Albums. Eine fast schon übertrieben „fette“ Produktion – allerdings mit einem Beat, der einem beim Tanzen zum Stolpern bringen wird. Großer Pop mit Zähneknirschen. Ambivalenz. Bipolarität. *Nur der Mond* ist das wahrscheinlich intensivste Stück des Albums. Beginnend mit einem schwelgenden Rhodes steigert es sich in ein Beziehungsdrama bis zum bitteren Ende. *Du bist nicht allein* stellt einen fulminanten Schlußpunkt dar. Ein anti-karrieristisches Manifest, eine Anti-überhaupt-Tirade, die uns gerade in ihrer Zerworfenheit vereint.

wein

fortgesetzte romanfragmente. diesmal:

WO IST BLOSS DIE FRAU HASELBACH?

Auszug aus einem Kriminalroman an dem der Autor gescheitert ist, aber ein wenig Alkohol, ein wenig Drogen und wer weiß? Vielleicht werdens ja mal die Brüder Karamasoff. Der Autor schämt sich für diesen Vergleich.

Frau Haselbach war gerade 83 Jahre alt geworden, und dabei immer noch sehr rüstig. Sie stand jeden Morgen um etwa sieben Uhr auf und legte sich um elf am Abend schlafen. Rhythmus war wichtig in ihrem Leben, und sie versteifte sich mit zunehmenden Alter darauf, einen exakten Tagesablauf einzuhalten. Frau Haselbach war überzeugt, dies wäre der Grund für ein langes, gesundes Leben.
Die alte Dame war auch ansonsten ein Mensch von festen Regeln, sie trat niemandem auf die Füße, und war deswegen auch nicht unbeliebt, vor allem auch aufgrund der Hilfsbereitschaft, die sie anderen Menschen zukommen ließ. Frau Haselbach war Mitglied der Kirchengruppe Fünfhaus, und jeden Sonntag ging sie andächtig zur Messe in der Kirche am Vogelweidplatz.
Ihr schlimmstes Vergehen, so erzählte sie oftmals mit einem Augenzwinkern, wäre gewesen, ihrem seit zehn Jahren verstorbenen Mann das Jawort gegeben zu haben

Die alte Frau war überall beliebt, wen man auch fragte, es kamen nur lobende Worte zurück, und ihre Liebe zu Menschen wurde nur von der zu Hunden übertroffen.
Hunde waren die ständigen Begleiter ihres Lebens, drei hatte sie zu sich genommen, und die verhätschelte sie, als ob sie ihr einziges Kind wären, das sie nie bekommen hatte. Jeden Tag nach dem Aufstehen fütterte die Frau Haselbach den Theo, die Liese und den Struppi, dann frühstückte sie. Während des Gassigehens wurde eingekauft, am Löschenkohl war ein Greißlerladen, den gab es schon, soweit sie zurückdenken konnte, und der Inhaber war ihr auch seit langem bekannt, für die Hunde hatte der immer einen kleinen Happen über, er war stets höflich, und es verging schon eine gewisse Zeit, bis sich die Frau Haselbach wieder auf den Weg machte.
Meist war der Park die nächste Station, wo sich Frau Haselbach mit einer anderen Dame traf, der alten Schöninger. Die beiden unterhielten sich oft ein wenig, über das Wetter, daß die Tauben von Jahr zu Jahr dicker und frecher wurden, worüber man eben so redet mit jemandem, den man öfters auf der Straße sieht.
Ihr Mittagessen war meistens bescheiden, sie hatte auszukommen mit dem wenigen Geld, das ihr verstorbener Gatte als Rente erwirtschaftet hatte, mit der Witwenpension konnte Frau Haselbach aber zufrieden sein, sagte sie, immerhin bekam sie etwas, viele kriegten noch weniger als sie.

Nach einem kurzen Mittagsschlaf war Frau Haselbach ausgeruht genug fürs Kaffeehaus, wo sie oft den ganzen Nachmittag mit ihren Freunden verbrachte, beim gemütlichen Tratschen über die gute alte Zeit, und jeden Sonntag stand Kartenspielen auf dem Programm, drüben beim Reitmayer, nur fünfzehn Meter von ihrer eigenen Wohnung, in die sie vom Kaffeetrinken um etwa fünf am Nachmittag zurückkehrte, um sich auf den längeren Abend noch vorzubereiten.
Immer ging die Frau pünktlich fünf Minuten vor sechs Uhr abends von zu Hause weg, erst die Treppe hinunter ins Erdgeschoß, sie haßte Liftfahren bis aufs Blut, der neumodische Kram verweichlichte einen nur, dann ein wenig durch die Witzelsbergergasse, in der die alte Frau wohnte, hinüber zum Kriemhildplatz, wo der Herr Reitmayer eine Wohnung besaß.
Frau Haselbach war immer pünktlich, nur gerade heute nicht.

Da ist sie ja !

Frau Haselbach lag am Boden im Stiegenhaus, zwischen erstem Stock und Erdgeschoß. Ihre Kehle war sauber durchschnitten worden, und Blut rann langsam aber doch stetig die Treppe hinunter. Um genau sechs Uhr und drei Minuten hatte die Dame die letzten Höhepunkte ihres Lebens, als sie blutüberströmt versuchte, wieder in ihre Wohnung zurückzukriechen, sie wollte die Polizei anrufen, doch es hätte wohl wenig genützt, denn so wie ihr Hals jetzt aussah, wäre am anderen Ende der Leitung nur ein leises Röcheln verstanden worden. So bedeutete es wohl Glück im Unglück für Frau Haselbach, daß ihre Kräfte schon nach der zweiten Treppe geschwunden waren, das Telephonat hätte ansonsten die Enttäuschung ihres Lebens werden können.
Nachdem der Tatverdächtige seinem Opfer beim Sterben zugesehen hatte, nahm er den Schlüssel der alten Frau an sich und trat, nachdem er über sie gestiegen war, in ihre Wohnung ein.
Er machte weiter ganze Arbeit und verwüstete die gesamte Wohnung, als er im Stiegenhaus einen Mann stöhnen hörte.

Herr Reitmayer war gekommen, um nach Frau Haselbach zu sehen, man weiß ja nie, ein Herzinfarkt kann ja schnell passieren, doch was er dann im Stiegenhaus sah, darauf war er nicht vorbereitet, und so ist auch seine Überraschung zu verstehen, als ihm ein völlig unbekannter Mann aus der Haselbachschen Wohnung entgegenstürmte.
‚Es ging alles so schnell!', hätte er der Polizei gesagt, hätte er die Befragung noch erlebt.
In diesem Falle hätte er den Täter auch beschreiben können, einen eher kleinen jüngeren Mann, blond bis brünett, hellhäutig, dunkel gekleidet, und ein bißchen schaute er aus wie Didi Kühbauer, also eigentlich sympathisch, denn Herr Reitmayer war Rapidanhänger.
Zu seinem Unglück mischte sich jedoch wenige Sekunden nach dem Erblicken des allseits beliebten Fußballstars Herrn Reitmayers Blut mit dem der Frau Haselbach, denn was der ältere Mann nicht beobachtet hatte, das war der Fleischhammer in Didis Hand, der sich sogleich munter in seinen Schädel drängte. Die Wucht des Aufpralls riß ein Loch in den Kopf, ein Brei aus Blut und Gehirn trat hervor, als der Hammer herausgezogen wurde, um ein zweites Mal Bekanntschaft mit Herrn Reitmayer zu schließen.
Diesmal traf er die Nase des Opfers und zermalmte diese, die Augen quollen etwas hervor, denn das Nasenbein nahm Platz weg, doch den Delinquenten störte das gar nicht, er war damit beschäftigt, auf die Stufen zu fallen. Der fast leblose Körper rutschte gemeinsam mit dem der Frau Haselbach nach unten bis ins Erdgeschoß, wo beide schließlich liegenblieben, Arm in Arm, wie zwei Liebende nach dem Beischlaf.
Dem Verdächtigen fiel das nicht auf, aber es regte sich ein bißchen Blutrausch in ihm, und er delektierte sich noch ein wenig an den beiden, indem er wie auf ein Schnitzel auf sie einschlug, bis der Kopf des Mannes nur noch eine breiige Masse aus Haaren, Blut und Gehirn war, die den Bauch der Frau Haselbach verzierten.

Text: chb
Illustration: myp

geistlose schlusskolumne,
ungefähr so erquickend
wie zwei bräunlich ranzige,
halbvergessen-gärende bananen
in einem alten, speckigen schubranzen

DIE ABRISSBIRNE

Beim Urologen

Nie vergessen werde ich dieses Bild: Als ich mich, einem hilflosen Wurm gleich, in seitlicher Embryostellung auf seinem Untersuchungstisch krümmte. Ritzenalarm auf Tausend. „Es wird gar nicht weh tun", brummte das bärtige Monstrum, ich glaub', es war ein Freund meines Vaters. Letzterer war übrigens auch mit dabei, irgendwer musste mir ja die Hand halten (oder ich seine). Allerdings fühlte ich mich Papas Blick ebenso ausgeliefert wie dem des Urologen. Ob die zwei schon meinen Zwölffingerdarm sehen konnten? Hm. Was ich auf jeden Fall sah, waren Riesenpranken, mit denen der weiß Bekittelte etwas aus einer Schachtel herausgrapschte. „Dir werd' ich schon helfen, Bürschchen", funkelte es in seinen milchig-trüben Urologenaugen, als er den Latexhandschuh über seine Bärentatze stülpte. (Mit dem bekannten Geräusch, wenn Gummi auf Haut schnalzt, das ein ähnliches Gefühl in mir hervorruft wie das Wegschnippen des Tröpfchens aus der Injektionsnadel).
Trotz Vaseline habe ich kein großes Vertrauen in die Urologie. Vielleicht, weil mir einer ihrer Vertreter mal so ungestüm wo hineingebohrt hatte, dass mir schwarz vor Augen (und vor Schmerz) geworden ist. Ganz zu schweigen von dem Schlauch, den ein anderer für seine rektalen Fantasien an mir testen wollte. Dieses Mal aber sollte es anders werden. Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen. Beim Ausatmen rammte ihn mir der Onkel Doktor in meinen Allerwertesten. Es fühlte sich an wie eine ungarische Riesensalami. Umh! Ich glaube, es war sein Zeigefinger. Alles zog sich in mir zusammen, als er für einen kurzen Moment meinen G-Punkt entdeckt hatte.
Und dann war es auch schon wieder vorbei. Eine völlig harmlose Routine-Untersuchung. Alles in Ordnung, Papa hilft dir beim Anziehen. Bis zum nächsten Mal …
Aber fehlte da nicht etwas beim Urologen, am Dienstag vormittag? Im Wartezimmer, bei den Zeitschriften - dort hätte er mich auf die Untersuchung garantiert besser vorbereiten können als Bunte, Gala und Freizeit Revue - der Bagger!

toph

IMPRESSUM

der Bagger – Homepage: www.derbagger.org **E-Mail**: redaktion@derbagger.org **Büro**: Jörgerstraße 35/4, nebst Kaugummiautomat, 1170 Wien
Bankverbindung: Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111, Erste Bank
Herausgeber und Medieninhaber: Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (ZVR-Zahl: 720349459)
Redaktion: Reinhard Klauser, Stefan Antonik-Seidler, Vitus Angermeier

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe – Texte: Christoph Schütz (toph), Christian Berner (chb), Clemens Rauchenwald (clr), Stefan Antonik-Seidler (anse), Erwin Steinbach (caru), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), G. Lena Stölzl (sto), Leonhard Reul (lr), Patrick Mc Allister (pma), Reinhard Klauser (pro), Vitus Angermeier (va) **Umschlaggestaltung**: Alexandra Mia Monkewitz (www.atelierwerkstatt-monkewitz.com) **Illustrationen**: Beba Fink (bf), caru, Denise Fragner (df), Elena Anna Rieser (ear), Myriam Parth (myp), Origi Nalkopie (on), va **Fotos**: clr, sto **Design**: Elena Anna Rieser **Layout**: va **Korrektorat**: Chrisitina Schöftner
Auflage: 1000 Stück **Druck**: Facultas **Erscheinungsdatum**: 21.12.2011 **Erscheinungsort**: Wien **Preis**: 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält.
Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: Der Bagger ist das Organ des Vereins *Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft.*
Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander.
Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.